

17. 37.

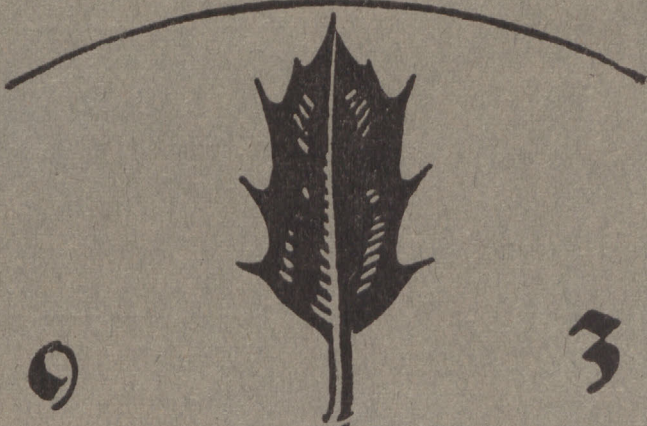


17 Jg.

Nr. 3



Eisab-land
Lobkrieger
Heimat



137

1

9

3

7

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

Elsassland Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang: 36.— Frs. Auslandspreis: 9 Reichsmark od. 11 Schweizerfranken
Inlandspreis für Einzelhefte . . 3.75 Frs. Auslandspreis: 1 Reichsmark od. 1,25 Schweizerfranken

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag «Elsassland — Lothringer Heimat» in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

Forces Motrices du Haut-Rhin

Secteur de Guebwiller

Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5

GUEBWILLER

Grosses Lager in

elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.

Sämtliche elektrische Haushaltungs-Apparate

in erstklassiger Ausführung.

Die altbekannte Confiserie DARSTEIN

unterhält auch Generaldépôt weltberühmter belgischer Chocoladen und verkauft diese köstlichen Spezialitäten zu den festgesetzten billigen Fabrikpreisen.

Man kauft am besten direkt in einer der vier offiziellen Darstein-Verkaufsstellen:

STRASBOURG: Jungferngasse 3
Alter Weinmarkt 20

HAGUENAU: Langstrasse 16
Landweg 44

Beachten Sie die Schaufenster der DARSTEIN-Geschäfte.

Für ALSATICA-Sammler

und alle Freunde der elsäss. Heimat

AUG. SCHERLEN †

Perles d'Alsace

Tome III

XX et 460 pages, gr. 8°,
40 illustrations

broché Frs. 80.-

relié 1/2 toile Frs. 105.-

relié luxe Frs. 120.-

III. Band

XX und 448 Seiten, Gr. 8°
40 Illustrationen

broschiert . . Frs. 80.-

Halblein. geb. Frs. 105.-

Halbleder geb. Frs. 120.-

Librairie „UNION“ Papeterie

Colmar, Strasbourg, Sélestat, Mulhouse
Dornach, Thann, St-Louis

Fr. R. v. LAMA

Der Weg der

Therese Neumann

von Konnersreuth

1898-1935

Preis 12.- ffs.

Zu beziehen durch die Expedition dieser Zeitschrift.

L'Hygiène Naturelle

Monatsschrift für naturgemässe
Lebensweise und Heilkunde

Praktischer Wegweiser
zum gesund werden
und gesund bleiben.

Jahresabonnement 9 Frs. Probenummer gratis
Verlag: GUEBWILLER, rue Clémenceau 6 - 8





Eisässischer Buchdeckel aus dem Ende des 16. Jahrhunderts

Eisassland — Lothringer Heimat

Eulach-Land Wohringer Heimat

17. Jahrgang

MÄRZ 1937

3. Heft

Der Ostereierlauf

Das Alte stirbt, es ändert sich die Zeit, doch blüht kein neues Leben aus den Ruinen. Zu den aussterbenden Gebräuchen gehört auch die früher allgemein geübte Sitte des Eierlaufens.

Das älteste Zeugnis für diesen altelsässischen Osterbrauch finden wir in Fischarts Gargantua (1575). Von der Rolle des Eies in der Weltgeschichte ausgehend, meint der Strassburger Satiriker: «Es kommt noch daher, dass man umb die Eyer wetlaufet.» Wolfhart Spangenberg, ein Strassburger Meistersinger des 17. Jahrhunderts, erwähnt in seinen «Anbindbriefen» (1611), dass man mit dem gemeinen Haufen sieht um die Ostereier laufen. Der protestantische Münsterprediger Conrad Dannhauer nennt in einer Osterpredigt um 1640 den Eierwettlauf am Ostermontag in Strassburg eine «Osterfastnacht und heidnischen Sauer-teig» und führt ihn auf die Eierfeste der Heiden zurück, die «ludi circenses, da sie den Eyer-Götzen Castor und Pollux, die aus einem Ey von Jove in Gestalt eines Schwanes in nido ledaeo sollen ausgebrütet worden sein, zu Ehren in einem Ring- und Rennplatz umb die Eyer in die Wette geloffen».

Eine schöne Schilderung eines vorrevolutionären Eierlaufes in Dorlisheim haben uns die Memoiren des Rosheimer Schulmeisters Fr. A. Müller, des Urgrossvaters des Künstlers Charles Spindler, erhalten. «In der Gemeinde Dorlisheim war bis an die Revolutionszeit die Gewohnheit, dass alle Jahre, wenn das Wetter es erlaubte, am Ostermontag die jungen, ledigen Mannsleute zur Belustigung um die Eier liefen. Die Sache verhielt sich wie folgt: Während der Karwoche wurden von den jungen Mannsleuten Eier gesammelt, ein jedes Haus steuerte freiwillig bei nach Belie-

ben der Hausfrau oder der Töchter. Am Ostermontag um 3 Uhr nach dem Nachmittags-gottesdienst wurden die Eier in Körben ausserhalb Dorlisheim getragen auf die Strasse gegen Mutzig zu. Wie viele an der Zahl, ist mir unbekannt. Aber das hab' ich gesehen, dass ein jedes Ei bei 6 bis 7 Schuh, vielleicht auch mehr, eines vom andern ist gelegt worden, und dies hat eine lange Zeile ausgemacht.

Die jungen Leute, die mit diesem Eierspiel zu tun hatten, waren in zwei Teile geteilt. Von einer Partei wurde ein junger, frischer Bursche von 18 bis 20 Jahren bestimmt, der die Eier, so auf die Strasse gelegt worden waren, eines nach dem andern aufheben und ununterbrochen in einen Korb legen musste. Denn wohlgemerkt, wenn derselbe ein zerbrochenes Ei in den Korb legte, so waren die Unkosten, die damit verbunden waren, für ihn und seine Partei. Der Bursche von der zweiten Partei musste, während der erste die Eier aufhob, ausserhalb des ganzen Dorfes herumlaufen, und beide fingen im nämlichen Augenblick zu laufen an. Und wer von beiden zuerst seine Laufbahn vollendet hatte, der hatte für sich und seine Partei gewonnen. Der Gewinn bestand darin: Es wurde während dieser Zeit ein gutes Gastmahl zugerüstet als Festschmaus für beide Parteien. Die Partei aber, die verspielt hatte, musste die andere Partei, so gewonnen hatte, frei halten von allen Unkosten, die das Gastmahl mit sich brachte. Auf beiden Seiten hatten die jungen Mannsleute ihre sogenannten Messtijungfern bei sich und noch andere Verwandte und gute Freunde; auch erschienen als geladene Gäste die Vorgesetzten im Orte und etliche Musikanten, denn es wurde jedesmal dabei getanzt.



Dies Fest versammelte aus allen umliegenden Orten viele Menschen in Dorlisheim; als ich als Zuschauer beiwohnte, so hat sich der junge Mensch verspielt, der um das Dorf gelaufen ist. Als er seine Laufbahn fertig hatte und ankam, ist er aus Mattigkeit in die Hände seiner Kameraden gefallen und ist ganz schwach in Dorlisheim hineingeführt worden, es hat ihm jedoch die Schwachheit kein Uebel gemacht. Dies war das Ostermontagfest, so jährlich ist in Dorlisheim gehalten worden.» Soweit der biedere, alte Schulmeister, der gewiss ein guter Beobachter war. Dies Eierwettlaufen hat sich in Dorlisheim das ganze 19. Jahrhundert hindurch erhalten. Statt um das Dorf musste später der zweite Läufer nach Mutzig laufen, um daselbst einen Wecken zu holen, und wieder zurück. Um 1900 erst ist es abgekommen.

In den meisten Gegenden des Elsass fand das Eierlaufen und Eierlesen am Ostermontag statt, in andern auch am Pfingstmontag. Gewöhnlich wurde es von der Klasse, das heisst von den militärpflichtigen jungen Leuten geübt. In verschiedenen Sundgauortschaften fand das Eierspringen

ebenfalls bis zur Jahrhundertwende statt. In Rixheim z. B. wurden die Eier am Ostersonntag gesammelt. Am Ostermontag versammelten sich dann die jungen Burschen und teilten sich in zwei Lager, die an roten oder blauen Bändern kenntlich waren. Jedes hatte einen weissgekleideten Springer mit dem farbigen Band seiner Partei. So zogen sie unter den Klängen einer Musikkapelle durch die Ortschaft. Dann wurden die Eier auf eine gewisse Strecke verteilt, z. B. vom Gemeindehause bis zum Stockbrunnen. Während der rote Springer die Eier eins nach dem andern in einen Korb einsammelte, musste der blaue die Strecke nach der Station Habsheim hin und her zurücklegen. Wer zuerst am Ziele anlangte, hatte gewonnen und wurde bei dem gemeinsamen Schmause, wobei die Eier verzehrt wurden, zechfrei gehalten.

Sicherlich wäre es ein leichtes, diesen schönen alten Brauch in unserm Zeitalter des Sportes, wo der Stafettenlauf so viele leidenschaftliche Anhänger unter der Jugend hat, wieder zu beleben und zu erhalten.

A. P.



Phot G. Meyer

Grendelbruch

Eine Ostereierrede des Rektors Dannhauer

Im April des Jahres 1641 hielt Professor Dannhauer an der 1621 zur Universität erhobenen protestantischen Hohen Schule zu Strassburg die akademische Antrittsrede als neuerwählter Rektor. Es war sein zweites Rektorat, das erste hatte er sechs Jahre vorher bekleidet. Da der Amtsantritt in die österliche Zeit fiel, wählte der neue Rektor einen zugkräftigen Gegenstand und sprach, von den Ostereiern ausgehend, über das Ei und seine Beziehungen zum Leben des Studenten. Im Geiste der mittelalterlichen Emblemik verfolgt der Redner den natürlichen Entwicklungsgang des Eies und führt seine Deutung ins Geistig-Sittliche bis ins kleinste sehr geistreich, aber auch etwas gekünstelt in gewähltem Humanistenlatein durch (*Homiliarum academicarum sive sermonum sacrorum diebus festis praemissorum inque solenni pagnegyri dictionum in Universitate Argentoratensi pars secunda. Auctore Joh. Conrado Dannhawero, Doctore et Professore Theologo Argentorati Anno 1665, p. 554 seq.*). Unsere Aufmerksamkeit fesselt vor allem der beachtenswerte Eingang über die Ostereier und den Eierlauf in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Wir geben ihn nachstehend in deutscher Uebersetzung wieder:

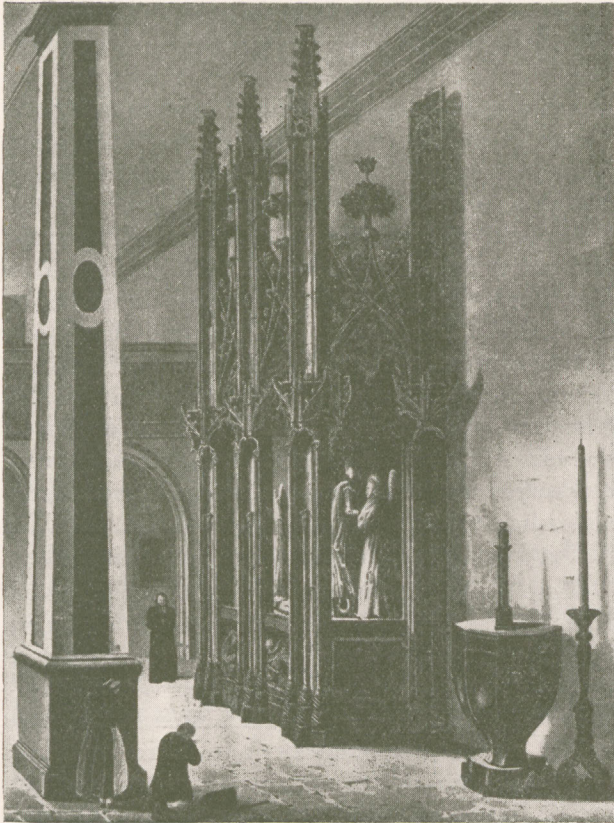
Das heurige Rektorat, das der Schaffner Markus (25. 4.) eröffnet und der Aufbewahrer Lukas (18. 10.) schliesst, fällt in die Zeit der Ostereier. Ihren Ursprung führt der Aberglaube auf andere Ursachen zurück als die verkehrte Nachahmungssucht, auf andere wieder ein gläubig Christengemüt. Weil der römische Aberglaube in der Fastenzeit sich nicht nur des Fleisches, sondern auch der Eier und der Milch enthielt, dieser als weissen Blutes, jener als flüssigen Fleisches, gestattete er seinen Anhängern das Eieressen erst wieder am ersten Ostertage, nachdem die Kirche die Eier gesegnet hatte. So ist es auch der Brauch, am Stephanstage die Weiden, am Feste des Evangelisten Johannes den Wein und an Mariä Himmelfahrt Kräuter, Pflanzen, Wurzeln und Baumfrüchte zu weihen. Endlich bringt man, wie schon gesagt, am ersten Ostertag Fleisch, Brot, Milch, Honig und Eier in das Heiligtum und erfleht daselbst den Segen des Himmels darauf, damit diese Speisen der Seele zum Nutzen und dem Leibe nicht zum Schaden gereichen.

Nun aber scheint die Nachahmung der Zirkusspiele, deren Name in der römischen Geschichte sehr berühmt ist, den Anstoss gegeben zu haben,

am weissen Sonntag, gewöhnlich jedoch am Ostermontag Eierspiele zu veranstalten. Bei den alten Zirkusspielen war alles gewissermassen eiförmig und hatte auf die Eier Bezug. Die Götter Kastor und Pollux, denen diese Künste geweiht waren, wurden aus einem Ei geboren. Nach Tertullian opfern dem Kastor und Pollux jene Leute Eier, die an diese Eiergeburt glauben und über den Schwanenvater Jupiter vor Scham nicht erröten. Eiförmige Figuren waren auf den Zielsäulen des Zirkus aufgestellt. Eirunde Anlagen wurden nach Dio von Agrippa errichtet, um die Runden und Wendungen bei den Wagenrennen zu erleichtern. Schliesslich näherte sich der Zirkus selbst, in dem die Wettkämpfe stattfanden, der Gestalt eines Eies.

Diese äussern Schmuckformen der Spiele sind bei uns ausser Brauch gekommen, wohl aber gibt es die Eierspiele noch. Nicht einmal die Zeit, wo sie stattfinden, hat sich geändert, hier wie dort fallen sie in den Monat April. Denn auch heute noch streiten unsere Zeitgenossen mit Eiern um die Eier. Den Verlauf dieses beliebten Spieles hat Erycius Puteanus, der bekannte Nacheiferer des Justus Lipsius, mit folgenden Worten beschrieben. Wenn man nach den Hungerferien zu den Eier- und Fleischspeisen zurückkehrt, gehen die Leute auf den Anger und bringen Körbe voll Eier mit, um sich im Wettlaufe zu messen. Hundert, zweihundert und noch mehr Eier legen sie mit schrittweisem Abstand in langer Zeile auf den Boden hin. Ein Läufer muss sie auf dem Hin- und Herweg mit grosser Schnelligkeit in einen Korb sammeln, den er an der Seite trägt. Dem Gegner wird eine Zielstrecke abgesteckt, die er in der gleichen Zeit durchlaufen muss. Der Wettkampf besteht darin, wer von beiden zuerst ans Ziel kommt, der Eier-sammler oder der Schnelläufer. Zerbricht jedoch jener ein Ei, bevor er seine Aufgabe erfüllt hat, so hat er schon verloren. Das ist gewiss ein ergötzliches, anständiges Spiel!

Doch wir, die wir unter der Fahne Christi dienen, müssen die altüberlieferte Sitte der Ostereier von einer höhern Warte aus betrachten. Meiner Ansicht nach ist es kein Zufall, dass der Gebrauch und das Bemalen der Ostereier und das gegenseitige Beschenken damit gerade in die österliche Zeit fällt. Wie das Ei ein Symbol der ganzen Welt ist, so ist es auch ein schönes und anmutiges Sinnbild des Erlösers Christus, der als Mensch im Mutterleibe geruht hat. Ebenso ist es ein lebendiges



Das hl. Grab von Alt-Thann
nach einem Aquarell von Schacre

Abbild unserer eigenen Auferstehung. Sind wir nicht auch Eier gewesen, wir Menschenkinder, als wir noch in der warmen Mutterhülle lagen? Was sind unsere Augen, unser Mund und Zunge, das vom Scheitel nach dem Kinn spitz verlaufende Haupt, was sind unsere Hände und Fingernägel, unser Herz und der sanft gewölbte Unterleib denn anders als Eier? Sind wir nicht Eier, denen die Seele als Eidotter und der Leib als Eiweiss mitgegeben worden ist? Sind wir nicht schwache, hinfallige Eier, die beim leichtesten Anstoss oder Hinfallen zerbrechen?

Es hat uns ausgebrütet die schlohweisse Gluckhenne Christus im Wochenbett der ausgesuchtesten Schmerzen, als er am Kreuzesstamme die Wehenschreie ausstieß und uns mit seinem Blute rot färbte. Er zerbricht die harte Eierschale durch die Wiedergeburt der Taufe und wärmt die blutten Küchlein im Neste der Kirche, um uns dereinst als flügge Vögel ausfliegen zu lassen, wenn wir von hinnen gerufen werden in sein Reich. Eine doppelte ist die Geburt des Eies: Zuerst bildet sich

das Ei im Mutterleib, später wird das Kücken aus dem Ei geboren. So werden die Jungen der weisen Gluckhenne zweimal auserkoren, erstens in der Taufe, wenn sie geläutert, zweitens im Tode, wenn sie in den Himmel erhoben werden. Hienieden sind wir noch Eier, setze ein G davor, so werden aus den Eiern glückselige Geier (grobe Nachahmung des griechischen Wortspiels: *oa sumus, nondum zoa, adde litteram Zeta, erimus ex ovis felices aves*). Das haben wohl jene Glücklichen erkannt, die in der Osterwoche in weissen Westerhemden einherschritten als Neugeborene. Denn am Ostag wurden die Neophyten mit Vorliebe in den heiligen Taufbrunnen getauft, ein Brauch, den Laktanz in einem schönen Poem besungen hat:

Siehe, in weissen Kleidern prangt daher
Das getauft auserwählte Christenheer.

Legen wir drum der Mahnung des Kirchenvaters Augustinus gemäss unser Ei unter die Flügel jener Henne, der evangelischen Gluckhenne, welche also locket: «Jerusalem, Jerusalem, wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel, und du hast nicht gewollt.» Diese Henne ist die göttliche Weisheit, die Fleisch geworden ist, auf dass sie zu den Küchlein passe. Schaut an die Glucke mit gesträubten Federn und gespreizten Flügeln, wie sie sich mit ihrer glucksenden, gacksenden, verstellten und schmeichelnden Stimme den Küchlein anpasst! Unser Osterei sei deshalb unser Hoffen und Harren, das wir unter die Flügel dieser Henne legen.

Aber unter diesem göttlichen Symbole, liebe Hörer, sind zu viele heilige Geheimnisse begriffen, als dass sie in einer Predigt erschöpft und in einem kurzen Stündlein all erklärt werden könnten, ohne die Aufnahmebereitschaft eurer Aufmerksamkeit zu ermüden. Mit Beistand des hl. Geistes hoffe ich, so ich das Leben behalte, bei der demnächstigen Pfarrerweihe mich eingehender mit diesem göttlichen Brutgeschäft zu beschäftigen. Die heutige Rektoratsrede ist gewissenmassen nur eine Vorrede dazu, in der ich mit den Eiern beginne und mit dem Obst schliesse, das heisst im Sinne des alten Sprichworts vom Anfang zum Ende vorschreite. Ihr, meine lieben Seelen, seid die Eier, ihr fleissigen Studenten seid die uns anvertrauten Eier, die wir ausbrüten, hegen und pflegen sollen. Darum werdet ihr nicht ungerne hören, an welche Pflichten euch die Ostereier gemahnen.

Mitgeteilt von A. P.

Strassburger Theaterkuriosa aus alter Zeit

Von Dr. Charles A. Wolf

Hunde im Zuschauerraum

Gehören Hunde auf's Theater? Der Geheimrat Goethe, vor hundert Jahren Intendant des Herzoglichen Theaters in Weimar, hatte diese Frage einst strikte verneint und sich geweigert, im April 1817 dem Schauspieler Karsten, der mit einem dressierten Pudel umherzog und ihn in einem Melodram «Der Hund des Aubry de Montdidier» auf der Bühne vorführte, die Genehmigung zum Auftreten zu erteilen. Der Herzog Karl August dachte anders und ebenso die Schauspielerin Karoline Jagemann. Goethe zog den kürzeren; er reichte seine Entlassung ein, die ihm sofort bewilligt wurde, stürzte also regelrecht über den Hund des Aubry de Montdidier...

Gehören Hunde ins Theater? Diese Frage klingt kurios und verwunderlich, aber sie ist in aller Öffentlichkeit vor 130 Jahren in Strassburg gestellt und von dem damaligen Maire Louis François Wangen de Geroldseck ganz energisch verneint worden. In der Nacht des 31. Mai 1800 war das alte Theater abgebrannt und ein provisorisches neues Theater durch einen unglücklichen Umbau der Kirche St. Stephan eingerichtet worden. Es scheint, dass dieses Provisorium von manchen Strassburger Zuschauern eben nur als Provisorium betrachtet wurde und dass sie glaubten, sich darin schon einige Freiheiten erlauben zu dürfen. Manche Theaterbesucher brachten ihre Hunde ins Theater mit, und was schlimmer war, dazu noch Hunde «de forte espèce», wie der Maire klagend bekannte... Voller Entrüstung veröffentlichte er am 29. Januar 1808 die folgende Bekanntmachung, die wir den Polizeiakten des Stadtarchivs entnehmen:

«Il est défendu, par les règlements de police du théâtre d'introduire des chiens dans aucune des parties de la salle de spectacle. Cependant, malgré cette défense et les égards dus au public, il s'y glisse journellement des chiens même de forte espèce. Les ordres à cet égard vont être renouvelés et exécutés avec la plus grande sévérité et sans aucune distinction; il sera même placé et entretenu des amorcees, tant dans l'intérieur de la salle qu'au théâtre même pour faire périr tous chiens indistinctement qui y pénétreront. Cet ordre est rendu public, afin de servir, une fois pour

toute, aux possesseurs de chiens, de règle de conduite et de précaution.»

In demselben Sinne schrieb der Maire zu gleicher Zeit an die Mitglieder des Theaterkomitees und an Herrn Vogel, den Direktor der damaligen deutschen Schauspieltruppe:

«Je vous envoie un avis que je vais publier et qui tend à arrêter l'abus trop prolongé d'introduire des chiens au théâtre. Cette disposition tient autant à la tranquillité du spectacle qu'à la décence qui doit y être observée. Je vous prie, Messieurs, de vouloir bien, de votre côté, seconder mes soins, principalement quant aux artistes et employés de votre théâtre et les prévenir du danger qui menace leurs chiens. Veuillez faire afficher un exemplaire de l'avis au vestibule d'entrée.»

Diese energische Bekanntmachung wurde schon auf dem nächsten Theaterzettel veröffentlicht, der die Aufführung irgendeiner Banalität ankündigt. Er sei hier in seinen wesentlichen Teilen abgedruckt, weil er sich durch das angehängte «Avis» aus der Fülle der sonstigen durchaus normalen und friedlichen Theaterprogramme heraushebt. Das seltsame, anklägerische Avis gibt ihm eine besondere Würze:

«Théâtre Français, place St. Etienne. Aujourd'hui Mardi 13 juin 1809. A six heures. Pour la onzième représentation de l'abonnement :

Le Délire ou Les suites d'une erreur. Opéra en un acte, musique de Bertin (Distribution: Murville, jeune homme ruiné au jeu et fou; Tillemont, jeune joueur, fat et étourdi; Georges, jockey; Pierre, jardinier-concierge; Madame de Volmar, Clarice, Mathilde).

On finira par: Les deux chasseurs et la laitière. Opéra en un acte, musique de Duni. Le spectacle commencera par: La jeune femme colère. Comédie en un acte et en prose.

Avis. «Le public est invité à ne point amener de chiens dans la salle, attendu que pour détruire les rats et les souris, on y a jeté du poison dans toutes les places et au théâtre.»

Die reichlich unglückliche und sehr missverständliche Formulierung: «Le public est invité à ne point amener de chiens dans la salle, attendu que pour détruire les rats et les souris, on y a jeté du poison dans toutes les places et au théâtre,»

konnte die abenteuerlichsten Gedankengänge hervorrufen. Waren die Hunde etwa mitgebracht worden, um auf Ratten und Mäuse Jagd zu machen, was viel Theater im Theater bedeutete, oder sollten sie etwa nur deshalb nicht mitgebracht werden, damit sie nicht Gefahr liefen, Rattengift zu fressen? Sehr genau wurde die Frage nochmals vom Maire aufgeworfen und eine neue, eindeutige und präzisere Form vorgeschrieben, die nun wirklich keinen Zweifel darüber liess, was eigentlich gemeint war. Die neue Beanstandung vom 13. Juni 1809 hatte folgenden Wortlaut und war an den Theaterdirektor Colson gerichtet:

«J'observe, Monsieur, que l'avis au public que vous avez fait insérer dans les affiches de spectacle est conçu de manière à laisser supposer que les chiens doivent être éloignés de la salle que pour ne pas les exposer au danger dont peut les menacer accidentellement le poison placé pour la destruction des rats et des souris. Comme au contraire les règlements de police du théâtre défendent formellement et pour tout temps d'amener des chiens, ainsi qu'il a été rappelé par l'avis que j'ai fait insérer dans les feuilles et affiches dans l'intérieur du théâtre sous le 29 janvier 1808, je vous invite à substituer l'annonce transcrite au bas de la présente à celle que vous avez fait mettre sur l'affiche d'aujourd'hui et à faire répéter cette annonce sur plusieurs affiches successives. Il conviendra aussi de mettre à exécution la mesure relative aux chiens en faisant répandre dans différentes parties de la salle et du théâtre des amorces pour faire périr ceux qu'on amènerait contrairement à la défense.»

Das neue Avis lautete:

Avis. «Il est rappelé au public qu'aux termes des règlements de police du théâtre il est défendu d'amener des chiens dans aucune partie de la salle de spectacle; il est prévenu, en même temps que pour assurer l'exécution de cette disposition, on vient de répandre des amorces pour faire périr les chiens qui y pénétreraient à l'avenir.»

* * *

Eine Tell-Aufführung während der Restauration

Im Juni 1820 wurde in Strassburg von der deutschen Theatertruppe Schillers «Wilhelm Tell» aufgeführt, und es kam dabei zu einigen kleinen Zwischenfällen, in erster Linie veranlasst durch die freiheitliche Tendenz des Stückes, das zu Vergleichen mit der damaligen freiheitsfeindlichen Wirklichkeit herausforderte. Die Strassburger

hatten in ihrer Mehrzahl wenig Sympathien für die zurückgekehrten Bourbonen und lebten noch ganz in der napoleonischen Vergangenheit. Der Präfekt in jener Zeit, Vicomte Decazes, ein Bruder des Günstlings Ludwigs XVIII., setzte sich sofort mit dem Maire de Kentzinger in Verbindung, da er selbst das Stück nicht kannte und gerne wissen wollte, wieso es zu Demonstrationen Anlass gab. Der Briefwechsel zwischen Präfekt und Maire vom 15. Juni 1820, den wir aus den Theaterakten des Stadtarchivs veröffentlichen, bedarf keines weiteren Kommentars.

Der Vicomte Decazes schrieb an Herrn de Kentzinger:

«Je n'ai pas été à portée de juger de l'effet qu'a produit ces jours derniers la représentation de Guillaume Tell, je ne connais d'ailleurs pas la pièce; je m'en remets absolument à votre sagesse pour le parti à prendre relativement à des représentations ultérieures.»

Ihm antwortete der — Maire sehr geschmeidig, vorsichtig — und halb ausweichend noch am selben Tage:

«La troupe allemande du Théâtre de cette ville a donné la semaine dernière une représentation de Guillaume Tell de Schiller, und des auteurs dramatiques les plus distingués de l'Allemagne. Les spectateurs étaient très nombreux, et tous les passages qui rappelaient les efforts de la nation suisse pour conquérir la liberté furent applaudis avec une sorte d'exaltation, mais sans désordre et sans que l'on se permit un acte quelconque dont l'autorité eût pu s'offenser. Ces jours-ci on a jeté sur le théâtre un billet pour redemander la même pièce. Le directeur, qui avait consulté le commissaire de police, se borna à dire au public qu'il y avait défense de lire des billets jetés sur la scène, mais si quelqu'un avait une demande à lui faire, il devait se présenter à la direction et qu'il serait fait droit s'il était possible: les choses en restèrent là.

Depuis, on paraît insister sur une seconde représentation de la pièce; il me semble difficile de s'y refuser et il y aurait peut-être un grand inconvénient à le faire; tout ce qui constitue la pièce de Guillaume Tell est exclusivement historique; quoiqu'il en puisse être, Monsieur le préfet, comme vous connaissez mieux que moi ce que nous devons devoir aux circonstances actuelles, vous daignerez prononcer, mais veuillez bien me faire connaître de suite le parti auquel vous aurez jugé convenable de vous arrêter.»

* * *



Der ehemalige Reinhardbrunnen vor dem Strassburger Stadttheater

MPC

Die ewige Theaterkrise

Die Jahre 1820—21 waren reich an Zwischenfällen im Theaterleben der Stadt Strassburg. Wie aus den zahlreichen Polizeiberichten dieser Jahre hervorgeht (Stadtarchiv, Fonds de police, Théâtre, Rép. VIII) hatte die Polizei alle Hände voll zu tun, um schlimme Ausschreitungen zu verhüten. Zunächst amüsierten sich das Militär und die Studenten damit, über die Balustraden zu klettern, auf ganz ungewöhnlichen Umwegen und mit waghalsigen Kletterübungen in Logen einzudringen und sonstigen Unfug zu treiben. Später wurden auch die Aufführungen selbst durch Pfeifen und Zischen gestört, und besonders die Studenten der juristischen Fakultät taten sich dabei durch besondere Angriffs- und Pfeifwut hervor.

Als einer von ihnen verhaftet wurde, gab er an, er sei mit der Leitung des Theaters unzufrieden, weil zu oft dieselben Stücke gespielt würden, ausserdem habe sich der Direktor wiederholt abfällig über die Studenten geäussert. Zu einem förmlichen Theaterskandal kam es am 4. Mai 1821 bei der Aufführung des Stückes «Jean de Paris». Die Sängerin Pougaud-Franville musste vor einem wahren Sturm von Missfallensbezeugungen in die Kulisse entweichen, und drei junge Zollbeamte, einige Studenten, darunter der junge Hermann, der Sohn des früheren Maire, wurden wegen ruhestörenden Lärms verhaftet.

Als am 23. Mai 1821 das neue Theater am Broglieplatz festlich eingeweiht worden war, erhoffte die Stadtverwaltung eine weitgehende Besänftigung der Gemüter und eine positivere Einstellung der Strassburger zum Theater überhaupt. Das war jedoch keineswegs der Fall. Die Aufführungen des 21. Juni und des 22. Juni brachten neue, heftige Lärmszenen, und sie galten in erster Linie einem offenbar unfähigen Schauspieler Bergeronneau. Schliesslich entschloss sich der Maire dazu, in einem öffentlichen Aufruf für grössere Milde gegenüber dem Theater zu plädieren, und seine ausführliche Rechtfertigung und Verteidigung seiner Theaterpolitik zeugt trotz einer gewissen Schwäche der Argumentation von seinem Bemühen, ehrlicher Vermittler zwischen den Wünschen des Publikums und den Möglichkeiten des Theaters zu sein. Wir veröffentlichen das interessante Dokument, das auf eine sehr lebendige Weise einen Abschnitt unseres Theaterlebens beleuchtet, im vollen Wortlaut:

A peine de retour à Strasbourg, un juste empressement me conduisit au spectacle: j'y voulais jouir, à mon tour, de la vue de cette belle salle

que la ville prit tant de soins à construire et à décorer.

Quel fut mon étonnement, j'ajouterai, ma douleur, d'entendre des sifflets bruians atteindre et troubler les artistes en scène, retentir dans l'enceinte, jeter l'alarme ou l'inquiétude dans le sein de l'auditeur paisible, sans égard ni pour l'âge, ni pour le sexe, ni pour le rang des personnes qui la garnissaient! Avec quel sentiment ne fus-je point confirmé dans les rapports qui m'étaient venus jusqu'à Paris, et qui avaient paru d'autant plus douteux à mon cœur, que j'avais toujours plus d'estime et de confiance envers mes concitoyens!

Et quels sont ceux que j'ai cru appercevoir ou reconnaître? Des jeunes gens la plupart, les uns occupant déjà des postes honorables, les autres destinés à remplir un jour des places distinguées dans les sciences, dans l'administration, dans la magistrature: tous, réunissant ou prêts à achever une éducation soignée, qui devait les relever à leurs propres yeux, et dans laquelle se réfugie avec tant de complaisance l'espoir de la patrie, de la religion et du Roi.

Pourquoi, je le demande, cette effervescence si opiniâtre, dont les éclats se répètent chaque jour, depuis le commencement de l'année théâtrale? Est-ce le Directeur qui en serait l'objet?

Un concours avait été publié; le Sr. Jausserand s'est présenté seul; il offrait et des moyens et une longue expérience; il était précédé d'une réputation avantageuse; les attestations les plus honorables venant des sources les plus respectables, l'appuyaient: il fut agréé; le Ministère le confirma.

Devant entrer en exercice pour les mois de l'hiver écoulé, il ne put rassembler des sujets que très à la hâte, et ne présenter qu'une organisation incomplète. Le Public, juste appréciateur de la circonstance, les accueillit, ainsi que lui, avec une sorte d'indulgence. Le Directeur, empressé de lui plaire et de remplir toute l'étendue de ses devoirs, fit tous les efforts, tous les sacrifices pécuniaires possibles: l'année s'ouvrit avec une troupe renforcée, complète et disposée pour exploiter les répertoires des grands théâtres de Paris. Deux sujets ont été réprouvés aux débuts, il les a remplacés aussitôt qu'il a pu; lui même a dû prendre la résolution de ne plus jouer; un autre artiste, récemment arrivé, va paraître à sa place dans les forts Elleviou.

Il a fait plus: voulant se dévouer, il vient de me donner son désistement. Je n'ai pas pu l'accepter pour le moment, quelque désintéressés et louables que fussent ses motifs, parce que, s'il est

difficile de trouver de bons acteurs, l'année une fois commencée, il est impossible de s'assurer ainsi un Directeur solvable, qui joigne les titres d'un mérite acquis à ceux de l'expérience, de la confiance surtout, dans une entreprise aussi délicate; et comment remplacer Mr. Jausserand, dès ce moment, lorsqu'il a déjà perçu les deux tiers des abonnements?

Le Sr. Jausserand peut avoir des torts à se reprocher, je n'entre point dans cet examen; j'aime à croire qu'ils ont été involontaires: tous ses soins devront tendre désormais à les effacer. Si le Public persévérât contre lui, s'il ne croyait pas devoir revenir à quelque indulgence, alors son désistement deviendra définitif, sa concession lui sera retirée, et je pourvoirai à son remplacement pour l'année théâtrale prochaine.

Je ne puis m'imaginer qu'on en veuille à la troupe même, prise en masse. Les gens calmes, ceux dont l'expérience a mûri le goût, la trouvent bonne; elle renferme des talents, on ne peut en disconvenir; elle a tout l'ensemble désirable; et des étrangers qui ont assisté à plusieurs représentations, qui sont aussi des connaisseurs, assurent qu'il en existe peu d'aussi bien composées en général. Dans les détails, j'ai déjà rappelé, que des sujets, qui étaient décidément tombés, ont été de suite remplacés dans les mêmes emplois, et qu'un autre allait débiter dans celui que le Directeur s'était réservé.

Comment, aujourd'hui, a-t-on pu s'élever, tout d'un coup, contre une actrice jeune et de talent, qui, l'année dernière dans son même emploi, avait enlevé tous les suffrages, qui n'était plus à l'essai, au renouvellement de celle-ci, et dont les progrès étaient sensibles de jour en jour? Trop longtemps abreuvée d'humiliations, déjà elle ne veut plus paraître, et sa retraite décidera subitement celle de son père. Quelle espérance, à l'époque où nous sommes, d'engager, et une première chanteuse à roulades, et premier comique? Il faudra donc fermer le théâtre; car, sans ces deux emplois, si essentiels et si rares, on ne peut jouer ni l'opéra ni la comédie; et déjà à défaut de l'un, le nouvel Elleviou ne pourra pas faire ses débuts complets; comme sans l'autre, Damas sera hors de possibilité de donner ses représentations annoncées. Ce n'est cependant non plus ce que l'opposition peut vouloir.

J'ai acquis, à Paris même, la preuve certaine, que M. Jausserand, pour lequel je ne professe aucune sorte de prévention, a fait ce qui lui était humainement possible pour obtenir une première

chanteuse à roulades; je sais, que ses recherches sont continuées; provisoirement je réclame l'indulgence du Public en faveur de Mlle. Franville; je demande pour elle le même sentiment qu'on lui accordait l'année dernière, et je le demande à juste titre, puisque ses efforts et son application ont ajouté à ses moyens; j'invite surtout mes concitoyens à ne point perdre de vue, que, son engagement étant identique avec celui de M. Pougau, son père, l'éloignement de l'une entraîne celui de l'autre, qu'il serait moins possible de remplacer en ce moment. Mlle Franville, frappée d'une défaillance absolue à sa dernière représentation, quoi qu'elle eût un si grand désir de bien mériter du Public, ne pourrait se hasarder à paraître, s'il ne daignait lui faire connaître qu'il y a de sa part un retour à de meilleurs dispositions; je les sollicite pour elle. D'un autre côté, on ne demandera pas que l'on fournisse à Strasbourg, qui, sous ce rapport, n'est qu'une ville de troisième classe dans le royaume, une troupe richement choisie et payée, dont elle ne serait pas en état même de couvrir les frais.

J'ai pensé que ces explications satisfèrent la partie mécontente du Public, et qu'elles ramèneront à de sages réflexions ceux qui ne sont que séduits ou entraînés. J'espère aussi que, rendant justice à mon caractère personnel et à mes intentions, tous ne les recevront que comme les remontrances d'un père qui veut la concorde dans sa famille, et comme les avertissements d'un Magistrat qui doit maintenir l'ordre et la tranquillité. Il est temps que la paix et la décence renaissent au spectacle. Comment l'acteur peut-il bien jouer son rôle, quand il est sans cesse distrait par le trouble ou comprimé par la crainte? Comment les spectateurs continueront-ils à rechercher des jouissances paisibles, au milieu des allarmes? Quels souvenirs remporteront les étrangers, les voyageurs, nos compatriotes eux-mêmes? Ne seraient-ils pas punis eux-mêmes, ces juges si sévères, si par suite de ces agitations, de ces bruits journaliers, justes ou non, le spectacle était déserté, la salle vide, la troupe dissoute, le Directeur en fuite, et le théâtre fermé? Car cette catastrophe est imminente; elle est inévitable même, soit qu'ils persistent, soit que l'Autorité se trouve enfin contrainte d'intervenir.

Arrêté par Nous, Maire de la ville de Strasbourg, Officier de l'Ordre royal de la Légion d'honneur etc, le 28 juin 1821, pour être imprimé en placards et en livrets, affiché et distribué.

Signé de Kentzinger.

Ein Elsässer im Gefolge Kaiser Karl V.

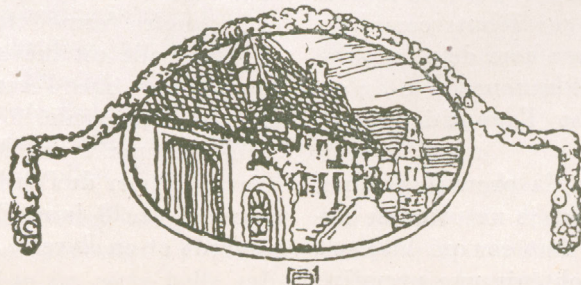
Unter dem Titel: «Von einem historischen Manuskripte oder einer Chronik von K. Karl dem fünften» berichtet in der zu Leipzig erschienenen Zeitschrift: «Deutsches Museum» von 1781 (Bd. II, 63) der damals am Collège in Buchweiler tätige Lehrer Seybold von einem ihm zufällig in die Hände geratenen Tagebuch eines unbekanntenen Verfassers aus der näheren Umgebung Karls V., in dem mit breiter Ausführlichkeit weniger die historischen Ereignisse und kriegerischen Unternehmungen des Kaisers als vielmehr sein und seines Gefolges tägliches Leben mit den ihnen obliegenden Repräsentationspflichten geschildert waren, und zwar für die Zeit von 1530 bis 1551. Es beginnt mit einer Beschreibung der Krönung zu Pologna und allem Drum und Dran, was zu einer Hoffestlichkeit gehört, behandelt Rangordnung, Etikettefragen, erzählt von Ansprachen des Kaisers an fürstliche Personen im vertrauten Kreise und lässt zweifelnd erkennen, dass der Verfasser über 20 Jahre lang zum engeren Hofstaat gehört hat. Die von ihm bekleidete Stellung rechnete auch zweifelsohne nicht zu den geringsten, da er nach seiner schriftlichen Ausdrucksform über einen gewissen Bildungsgrad und neben seinen Dienstverrichtungen über erheblich freie Zeit zur Vornahme seiner Aufzeichnungen verfügen musste. Der Umstand jedoch, dass er den bei festlichen Gelegenheiten veranstalteten Tafelfreuden auffallend viel Aufmerksamkeit aufzählt und vielfach auch die Preise für die zur Verwendung gelangten Lebensmittel und Waren im einzelnen notiert, lässt die Annahme zu, dass unser Chronist nicht Sekretär oder Cancellarius, wohl aber Küchenmeister oder Hofkammerdirektor war, der Einkauf und Verwendung kontrollierte und das ausübende und verantwortliche Organ des Hofmarschalls war. Er machte alle Reisen des Kaisers — auch ins Ausland — mit, berichtet mit Genauigkeit über die täglich von der anscheinend immer mitgeführ-

ten kaiserlichen «Pfisterei» (Hofbäckerei) gelieferten Brote und zeichnet gewissenhaft die für die Hofküche beschafften Waren auf, deren Preise er schliesslich ins Verhältnis setzt zu «unserm Gelt oder an Strasburger Munz ungefehrlich».

Ganz besonders auffällig aber bei Aufzählung der auf die Hoftafel in ungläublichen Mengen gelangten verschiedenartigen Gerichte — von denen hier nur «Seehundt oder Meerkhalbpastett», «Meehrspinnen» (Meerspinnen), «Reiger» (Reiher), Kränch (Kraniche) und Vulpes (Füchse) als nicht mehr zeitgemäss erwähnt seien — ist die elsässische Bezeichnung und die noch heute in unserer heimischen Umgangssprache gebräuchliche Ausdrucksform für kulinarische Begriffe, die der Verfasser des Tagebuches anwendet. In dem von ihm beschriebenen «Morgen-Imbs» anlässlich des Banquet des Guldenen Fliess So gehalten zue Utrecht den 4ten Januarii Anno 1546» lässt er u. a. «gerauchette Schuncken», «Maul und Fuess in weisse Gallerey», «gebraettene Khönlein» (Kinjele, Kaninchen) auffahren, denen im letzten Gang beim Nachtsch «dreyerley ingebaiste (eingebeizte) Fröchten, als Meertrübell, Feigen und Datteln», ein «Flammkuchen», eine grosse «Brettstell», ein «Tarten», «Apfell und Bieren (Birnen) grün und geprathen», «Khösten» (Keschte, Kastanien), «Biscuyt So zweymall gebachen» zum Abschluss folgen.

Aus diesen obenerwähnten Tatsachen ist die Schlussfolgerung Seybolds, dass der Autor ein Elsässer gewesen sei, zum mindesten wahrscheinlich, wenn auch sonst Name und Persönlichkeit in keiner Weise angedeutet sind. Hat der Inhalt des Manuskripts auch mehr kulturhistorischen als geschichtspolitischen Wert, so bleibt es trotzdem unverstänlich, dass Seybold über Herkunft und Verbleib dieser umfangreichen Schrift keine näheren Angaben gemacht hat, um feststellen zu können, ob sie uns heute noch erhalten ist.

F. Neumann





Paul Hannong

Fayenceschüsseln und Untersatz

Strassburger Fayencen

Ein Beitrag zur Geschichte der Keramik mit Bildern nach Stücken des Strassburger Musée des Arts Décoratifs

Von A. Herboth, Strassburg

Die Glanzzeit der Strassburger Keramik ist unstreitig das 18. Jahrhundert. Diese Kunst wurde durch Karl Franz Hannong (1669—1739) aus Maastricht in Holland im Jahre 1709 begründet. Er fing zuerst an, Tonpfeifen herzustellen und Kachelöfen anzufertigen. Dann führte er in Verbindung mit dem aus Deutschland kommenden Heinrich Wackenfeld die Fayencefabrikation ein und brachte diesen Kunstzweig zu ungeahnter technischer und künstlerischer Höhe. Seine Gebrauchsgeschirre zeichnen sich durch edle Formgebung aus und weisen auf eine grosse Verschiedenheit sowohl in der Ausgestaltung als auch in der schönen, weissen Zinnglasur hin, die man auch Schmelz und Email nennt. Eine reiche Farbpalette hat ihren zarten, warmen Glanz mit Blumen, Insekten und figürlichen Darstellungen belebt; manchmal ist die Malerei auch durch chinesische Motive beeinflusst. Besondere Beachtung verdienen seine in der Fayencetechnik ausgeführten Kunstgegenstände und Kleinplastiken. Das Strassburger Musée des Arts Décoratifs im Rohanschloss ist mit Recht stolz auf seine ausgewählte Sammlung dieser Strassburger Fayencen, ebenso besitzt das Hagenauer Museum wahre Prachtstücke

davon. Diese Erzeugnisse haben heute einen grossen Sammlerwert, und die Museen räumen diesen herrlichen Arbeiten einen Vorzugsplatz ein. So befindet sich im Berliner Schlossmuseum ein prachtvolles Jagdmotiv Hannongs, das allgemein als eine Gipfelleistung der Plastik bewundert wird.

Einen wesentlichen Anteil an dem wohlverdienten Ruhm der Strassburger Fayencen haben auch die Söhne Karls, Paul Anton und Balthasar Hannong, sowie seine Enkel Joseph Anton und Peter Anton Hannong. Der befähigste war zweifelsohne Paul Anton. Die Familie Hannong hat mit ihren Schöpfungen nicht nur den Weltruf der Strassburger Fayencen begründet, sie hat auch ihren Namen unsterblich gemacht, sodass er in einem Atem mit den grossen Meistern der Kunstkeramik genannt wird. Sie steht auf einer Stufe mit dem Italiener Lucca della Robbia, dem Franzosen Bernard Palissy, den Deutschen Augustin Hirschvogel und Johann Friedrich Böttger und den Engländern Burslem und Josiah Wedgwood.

Schon oft wurde die Frage erörtert, ob Hannong der Erfinder der Fayencetechnik sei. Andere schreiben Lucca della Robbia oder Bernard Palissy die Erfindung dieser edlen keramischen Technik

zu. Es dürfte deshalb nicht unangebracht sein, etwas näher auf die Entstehung und Entwicklung der Fayencetechnik einzugehen.

Wenn man die Geschichte der Keramik verfolgt, kann man feststellen, dass die Zinnglasur, auf welche sich die Fayencetechnik stützt, schon in den ältesten Zeiten der Kunstentwicklung bei den Aegyptern, Assyriern und Babyloniern bekannt war. Wir brauchen nur die herrlichen keramischen Arbeiten dieser Länder im Pariser Louvre-Museum oder im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum zu studieren, um festzustellen, dass mit Zinnoxid getrübe Glasuren in Anwendung kamen. Die Alten haben somit die Wirkung des Bleis als Flussmittel sowie die trübende, deckende und spakisierende Eigenschaft des Zinnoxids in Bezug auf die Glasur gekannt. Nach den Forschungsergebnissen des Engländers A. H. Layard war diese Kenntnis sogar schon im 10. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung verbreitet. Wir finden die Zinntrübung auch in Kreta, wohin sie aus Aegypten und dem Orient eingedrungen war, während die alten Griechen und Etrusker die unglasierten Terrakotten zu hoher künstlerischer Reife entwickelten. Wie die Ausgrabungen von Pompeji zeigen, haben die Römer diesen Kunstzweig weiter gepflegt, wenn auch ganz vereinzelt Scherben gefunden worden sind, an denen die Zinntrübung festgestellt werden kann.

Erst im Mittelalter sehen wir die Zinnschmelzglasur auf einer neuen technischen Grundlage und in künstlerischer Ausbildung wiedererstehen. Der Sinn des Orients für reiche dekorative und polychrome Kunst begünstigte in hohem Masse die Entwicklung der Zinnschmelzglasur. Diese gelangte in Persien, zumal im 11. und 12. Jahrhundert, zu reicher Entfaltung, die durch die Lüsterfayencen des 13. Jahrhunderts bis zu ausserordentlich dekorativer Wirkung gesteigert wurde. Diese Kunstwerke legen Zeugnis ab von der herrlichen Formgestaltung und Meisterschaft der Perser in der Glasurherstellung. Besonders möchte ich auch auf die Rhodus-Fayencen hinweisen, deren reiche Sammlung im Cluny-Museum in Paris uns eine besondere Glasurtechnik offenbart und deren Dekoration eine äusserst schöne Stilisierung der Pflanzenformen erkennen lässt.

So haben wir im Orient die ersten Fayencekunstgriffe zu suchen, die der Herstellung der Strassburger Fayencen zugrunde liegen. Das Verfahren besteht darin, den gebrannten Ton mit einer weissen, zinnhaltigen Schmelzdecke zu überziehen, darauf die Metallfarben und Lüster aufge-

tragen werden. Diese Fayencetechnik des Orients begeisterte nicht nur die Welt des Islam, ihre Erzeugnisse wurden auch ein begehrter Handelsartikel des Abendlandes. Italien, Spanien, Portugal und Frankreich führten sie ein und verwendeten sie als Wandschmuck für Kirchen und Paläste. Wer sich über die Anwendung orientalischer Fayencen in Frankreich näher unterrichten will, den verweise ich auf Viollet-le-Ducs Dictionnaire du mobilier français, Band 2 (Paris 1854—1865). Durch die Mauren wurde das Verfahren über Nordafrika nach Spanien gebracht, die Produkte ihres Gewerbefleisses sind als spanisch-maurische Fayencen bekannt. Neben den spanischen treten schon im 16. Jahrhundert indische, in Scharffarben und Schmelzglanz bemalte Fayencen auf.

In Italien verdanken wir die künstlerische Anwendung der zinnhaltigen Glasur, die da schon im 15. Jahrhundert erscheint, dem Meister der Plastik Lucca della Robbia. Indem er seine Schöpfungen mit Zinnschmelzglasur überzog, gab er dem Fayenceverfahren eine neue Richtung. Für die figürliche Plastik verwandte er mit Vorliebe Weiss und Blau, während der in erhabener Arbeit dargestellte Rahmen aus Früchten buntfarbig behandelt ist. Diese Arbeiten Luccas sind ausserordentlich reizvoll, seine bedeutendsten Werke in Florenz und im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin finden noch heute ungeteilte Bewunderung. Lucca della Robbias Erfolge leiten die Blütezeit der italienischen Fayencekunst ein. Der Name Fayence kommt von der Stadt Faenza bei Ravenna, in der im 16. Jahrhundert zahlreiche Töpfer mit der Herstellung von Fayencen beschäftigt waren.

Das Verdienst, die Zinnschmelztechnik in Frankreich gefördert zu haben, kommt dem König Franz I. (1515—1547) zu. Er berief italienische Künstler, gab ihnen zahlreiche Aufträge und drängte so die orientalische Kunstrichtung in den Hintergrund. In den hohen künstlerischen und technischen Leistungen der Italiener ist auch der Grund zu suchen, warum die Fayencetechnik in Frankreich, Holland, Deutschland, der Schweiz und Oesterreich so fruchtbaren Boden fand und neugestaltend auf die Kunst der Keramik einwirkte.

Der anerkannte Meister der französischen Töpferkunst ist Bernard Palissy (1510—1590). Seine Keramiken werden vielfach als Oiron- oder Henri-Deux-Fayencen bezeichnet. Doch sind es eher Majolikaerzeugnisse als eigentliche Fayencen. Denn Palissys Technik besteht darin, dem rötlich brennenden Scherben in lederhartem Zustand eine



Fayencen von Jos. Hannong

dünne weisse oder farbige Tonschicht beizugeben, die dann mit einer durchsichtigen oder farbigen Bleiglasur überzogen wird. Zinnschmelzglasuren im eigentlichen Sinne finden wir bei ihm nicht. Dagegen sind Hannongs Strassburger Fayencen mit der Zinnschmelzglasur versehen und daher echte Fayencen. Zu Hannongs Zeit macht diese Technik einen erfreulichen Fortschritt. Die keramischen Werkstätten in Frankreich wie Niederweiler, Nancy, Lunéville, Vincennes, Rouen, Marseille, Montiers, beschäftigen sich in erhöhtem Masse damit und stehen mehr oder weniger unter Hannongs Einfluss. Ebenso gewann die Fayenceofentöpferei nach deutschem Vorbild im 18. Jahrhundert an

Boden, zumal in der Grenzstadt Strassburg. Das Kunstgewerbe-Museum im Rohanschloss besitzt schöne Muster herrlicher Fayenceöfen.

Auch im Deutschland des 16. Jahrhunderts hat sich die Zinnschmelzglasurtechnik hoch entwickelt. Die Fortschritte knüpfen sich hier an den Namen Augustin Hirschvogels von Nürnberg (1503—1553), der als bedeutendster deutscher Keramiker ausserordentlich befruchtend auf die künstlerische Entwicklung der Töpferkunst eingewirkt hat. Entscheidend für seinen Werdegang war der italienische Aufenthalt in Urbino, der ihn mit der Majolika- und Fayencetechnik vertraut gemacht hat. Ausser seinen plastischen Arbeiten legen seine be-

deutsamen Fayencen Zeugnis ab von seiner fruchtbaren Tätigkeit in Nürnberg, der alten Stätte mittelalterlicher Kunstübung. Seine Werkstätten bringen ausgezeichnete Fayencestücke mit reicher Bemalung in den Handel. Derartige Glanzstücke verwahrt das Germanische Museum in Nürnberg. Von hier aus erobert sich der neue Kunstzweig bald ganz Süddeutschland. Neben Nürnberg blühen in Ansbach, Bayreuth, Höchst, Ludwigsburg, Hanau und Frankenthal vorbildliche Kunsttöpferwerkstätten auf. In Frankenthal hatte Paul Hannong sich niedergelassen, als er wegen unerlaubter Porzellanfabrikation Strassburg hatte verlassen müssen, hier setzte er die Herstellung von Porzellan und Fayencen weiter fort.

Eine Sonderstellung nehmen in Deutschland die Ofentöpfereien ein, die sich bis ins 11. Jahrhundert zurückverfolgen lassen. Die Herstellung der Oefen zieht nun vom 16. Jahrhundert ab reichen Nutzen aus der Fayencetechnik. In Nürnberg entstehen die bedeutendsten Werkstätten, aber auch die Mark Brandenburg wurde dank dem Reichtum an kalkhaltigen Tönen ein Mittelpunkt der Fayenceöfenfabrikation. Hier war es Christoph Feilner (1772—1839), der die bemalten Fayenceöfen zu besonderer Ehre brachte.

Die niederländische Keramik des 16. Jahrhunderts hängt mit der Fayencetechnik eng zusammen. Die mit dem im Scharffeuer gebrannten Kobaltblau dekorativ ausgestatteten Tonwaren sind unter dem Namen Delfter Fayencen weltbekannt. Holland ist auch die Heimat von K. F. Hannong, von wo er im Jahre 1709 nach Strassburg kam. Aber auch in Flandern, in der Schweiz und Oesterreich fand die Fayencetechnik liebevollste Pflege, die zu hohen Leistungen führte. Verhältnismässig spät schloss sich England an diesen Industriezweig an. Im 17. Jahrhundert erst liessen sich holländische Töpfer in Lembeth bei London nieder, das dann der Ausgangspunkt der englischen Fayencefabrikation wurde.

Dieser geschichtliche Ueberblick zeigt zur Genüge, dass die Fayencetechnik seit dem 16. Jahrhundert Gemeingut der Töpfer geworden war. Aus dem Vorkommen von Zinn geboren, hatte sie sich im Altertum ohne besondere Absicht entwickelt und war im Mittelalter weiter ausgebaut worden, als man die Eigenschaften und das Verhalten des Zinns in der Glasur erkannt hatte. Doch kann man füglich auch wieder behaupten, dass jeder Töpfer der Erfinder seiner Glasur ist, denn jede Glasur muss in ihrer Zusammensetzung dem Grundstoff

angepasst sein, was oft mit den grössten Schwierigkeiten verbunden ist.

Auch heute verdiente die Fayencetechnik wieder auf eine neue Grundlage gestellt zu werden. Gibt es doch in der Keramik kaum ein Verfahren von so hohem Reiz wie dieses Fach, an dem die bildenden Künste der Malerei und Plastik so innigen Anteil nehmen können. Der warme Ton des Fayenceschmelzes, sein zarter, weisser Glanz kann dieser Kunstfertigkeit wieder zu einer Vorzugstellung im Kunstgewerbe verhelfen, zumal sich darin die verschiedenartigsten Verfahren in unbegrenztem Masse auswirken können. Es dürfte sich daher lohnen, auf Grund der von mir vor Jahren praktisch durchgeführten Versuche etwas näher auf die Technik der Strassburger Fayencen einzugehen.

Als Material zu diesen Versuchen dienten die kalkhaltigen Tone von Suffelweyersheim, vom Glöckelsberg, der rotbrennende Ton von Hochfelden und Sufflenheim sowie der Moderton von Hagenau. Gerade dieser Moderton mag Hannong veranlasst haben, in Hagenau eine Zweigfabrik der Strassburger Fayencen zu gründen. Diese Tone wurden «geschlänmt», um sie von unreinen Stoffen und den ungebundenen Kalksteinchen zu reinigen, oder sie wurden mit den Kalksteinchen aufs feinste gemahlen. Beim Auswaschen wurden 5—10 Prozent kohlenaurer Kalk zugegeben, bei den zermahlenden Tönen war eine Zugabe von Kalk nicht nötig, um einen guten Scherben zu erhalten.

Das Ergebnis mit den weiter unten angeführten Zinnschmelzglasuren auf diesem Tonmaterial war gut, da diese Tonarten die Fayenceglasur haarrisfrei trugen und einen dem der Hannong-Fayencen gleichkommenden Emailspiegel hatten. Die gleiche Wirkung erzielten Mischungen dieser Tone mit auf das feinste gemahlenem Sufflenheimer oder Hagenauer feuerfestem Ton in der Zugabe von 20—30 vom Hundert. Oder geschlänmter Ton, Hagenauer und Sufflenheimer Ton mit einem Zusatz von 20—30 Prozent Schlämmkreide (kohlenaurer Kalk), nur verteuert diese letztgenannte Mischung die Fabrikation nicht unwesentlich, sodass man kaum annehmen kann, dass Hannong dies Verfahren angewendet hat.

Bei der Fayenceglasur ging ich von einem alten Rezept aus, das früher in Lothringen und Deutschland angewandt wurde. Ich nehme an, dass auch Hannong auf der Basis gearbeitet hat, die folgender Versatz zeigt. Der Kürze halber schreibe ich für Gewichtsteile GT.



Strassburger Hannong-Porzellan

I. Blei 154 GT Zinn 46 GT. Diese Bestandteile werden in einem Pfannenofen bei Rotglut erhitzt und von Zeit zu Zeit umgerührt, um die Luft mit dem Metallgemisch zur Oxydation in Verbindung zu bringen, bis sich dieses in ein gelbes Pulver verwandelt, welches den Aescher bildet.

II. Sandweiss 77 GT, Soda 20 GT, Salz 3 GT. Dieses Gemisch wird in einem Tiegel geschmolzen, «gefrittet», wie der technische Ausdruck lautet, und dann fein zerstoßen.

III. 200 GT Aescher Nr. I, 100 GT Fritte Nr. II, 120 GT weisser Sand, 26 GT Salz. Dieses Gemisch wird bei höherer Temperatur als der Glasbrand, bei etwa 1050—1100 Grad aufs neue gefrittet, fein zerstoßen und mit Wasser gemahlen. Dann werden 5 Prozent weisser Ton zugegeben, damit die Masse auf den Scherben haftet, und die Glasur für die Fayencefabrikation ist gebrauchsfertig. Bei 950—1000 Grad zeitigt diese Glasur auf den oben aufgeführten Tonnen ein gutes Ergebnis, das der Hannongglasur ähnlich ist.

Von diesem Rezept ausgehend, suchte ich das Herstellungsverfahren dieser Fayenceglasur zu vereinfachen. Ich gebe das Resultat nachstehend wieder.

Nr. 8/10		Nr. 8/20		Nr. 8/30	
Mennige	510 GT	Mennige	160 GT	Mennige	342 GT
Quarz	169 «	Quarz	128 «	Quarz	438 «
Kaolin	10 «	Kalkspat	7 «	Pottasche	65 «
Borsäure	58 «	Borax	274 «	Soda	45 «
Kreide	30 «	Feldspat	199 «	Salpeter	1 «
Zinnoxid	103 «	Salz	53 «	Salz	65 «
Feldspat	120 «	Zinnoxid	107 «	Zinnoxid	102 «

Diese drei Mischungen wurden bei 1100 Grad geschmolzen, fein gestossen und mit Wasser gemahlen. Mit einem Zusatz von 5 Prozent weissen plastischen Tones auf den Scherben aufgetragen, ergaben diese Zinnschmelzglasuren auf dem Strassburger, Bläsheimer, Hagenauer und Hochfeldener Ton ein gutes Resultat. Die Glasuren waren gut deckend und hatten ein schön weisses, glänzendes Aussehen gleich dem der Strassburger Fayencen.

Die Zinnschmelzglasur bedingt einen vorgebrannten Scherben. Demnach musste auch Hannong, sobald der angefertigte Gegenstand an der Luft getrocknet war, vorbrennen, ehe er die Glasur auftrug, d. h. den Biskuitbrand durchführte. Seine Temperatur erfordert 1000—1040 Grad. Erst bei diesem Hitzegrad entweicht die im Ton vorhandene Kohlensäure, sodass sie beim Glasurbrand keinen schädlichen Einfluss auf die Glasur ausüben kann. Bei höherer Temperatur dagegen, z. B. bei 1100—1150 Grad waren die Versuchs-

tone vollständig glasig geworden, bei 1280—1300 Grad waren sie zu Glas geschmolzen.

Die bei 1000—1040 Grad gebrannten Tongegenstände werden nun mit der mit Wasser angerührten Zinnschmelzglasur überschüttet und einem zweiten Feuer, dem Glasurbrand, unterworfen. Dessen Temperatur beträgt 940—1000 Grad, ist also etwas niedriger als beim Biskuitbrand. Bei dieser Erhitzung kommt die Glasur zum guten Ausfliessen. Hannong hatte bei seinem Flächenschmuck auch Scharffeuerfarben verwendet, die mit der Zinnschmelzglasurtemperatur eingebrannt wurden. Die auf der gebrannten Glasur aufgemalte Dekoration dagegen musste einen dritten Brand durchmachen. Diese Aufglasurfarben wurden bei einer weit niederen Temperatur und zwar bei 800—850 Grad gebrannt. Der Biskuit — und der Glasurbrand wurden mit Holzfeuerung durchgeführt, während der dritte Brand für Aufglasurfarben im Muffelofen, d. h. einem Brennofen mit indirekter Befuerung statthatte. Dieser Ofen besitzt im Innern Umfassungswände, durch welche die Flamme geht, ohne mit der Tonware in Berührung zu kommen.

Für die Aufglasurmalerei stand Hannong eine reichere Farbenpalette zur Verfügung als für die Scharffeuerfarben. Auch lassen sich die Aufglasurfarben leichter auf den glatten Spiegel der Glasur auftragen und ermöglichen so eine äusserst feine und saubere Malerei. Die Aufglasurfarben sind Metallkörper, die mit reichlichem Fluss versetzt sind und mit Glycerin, Dicköl, Lavendelöl u. ä. angerieben werden. Die Flussmittel bestehen meist aus Bleioxid, Borax, Borsäure, Wismutoxid. Im Jahre 1754 brachte Hannong seine ersten Fayenceproben auf den Markt, die mit Gold verziert waren. Sie zeigen uns, dass dem Meister auch die Feuervergoldung nicht unbekannt war. Es ist anzunehmen, dass Hannong die Zubereitung der Aufglasurfarben nicht selbst vorgenommen hat. Die französischen und deutschen Fayencewerkstätten bezogen sie malfertig, da sich schon Spezialfabriken für diese Farben gebildet hatten. Diese Annahme ist umso berechtigter, als bislang noch keine Kunde über eine Einrichtung zur Herstellung von Aufglasurfarben zutage getreten ist.

Nach siebzigjährigem Bestehen ging das von K. F. Hannong in Strassburg begründete Werk im Jahre 1780 ein. Aber seine Schöpfungen und die Werke seiner Kinder und Kindeskinde verkünden noch heute aller Welt den einzigartigen Ruhm der hochstehenden Strassburger Handwerkskunst im 18. Jahrhundert.

Brunstatt und sein Schloss

Von Paul Stintzi

Spricht man vom Illtal, so denkt man oft nur an den Teil, der oberhalb der Hauptstadt des Sundgaues, Altkirch, beginnt und sich hinaufzieht bis nach Werenzhausen und Oltingen, bis hinauf zu den verblauenden Jurahöhen, nach Ligsdorf und Winkel. An das vordere Illtal, das sich bei Mülhausen öffnet, denkt man weniger. Und doch hat auch dieses seine Reize, doch birgt auch diese Talstrecke manches interessante Denkmal vergangener Zeiten. Lange bevor das obere Illtal in unserm unvergesslichen Theobald Walter seinen Historiker erhalten, — es war sein letztes grösseres Werk, — schrieb in den sechziger Jahren Aug. Stöber sein für den Volkskundler und den Geschichtsfreund wertvolles Büchlein «Das vordere Illtal», das auch heute noch, mit tiefgreifenden Ergänzungen, wegweisend dienen kann.

Breit ist die Talöffnung. Hier die Hügelzüge des sog. Rebberges, der allerdings schon längst keinen Weinbau mehr kennt und zum Villenviertel Mülhausens geworden, dort die letzten Erhebungen der nicht allzu bedeutenden Höhen, die sich von Spechbach-Illfurt verschieben und so mit dem gegenüberliegenden Rebberg den Rahmen des vordern Illtales bilden. Was man sich droben bei Bettendorf erzählt, das gilt auch hier: die Ill geht, wo sie will. Gewunden ist ihr Lauf, kaum merklich sind die Ufer im Lehm Boden, und regnet's einige Tage im obern Sundgau, dann steht hier das Mattenland weit und breit unter der Fläse eines schmutziggelben Sees. Bös hat sie schon gehaust, — das war vor allem im Juni 1910, — und schon mehr denn einmal hat man ihr gedroht mit Regulieren und Eindämmen. Aber vom Projekt zur Verwirklichung ist ein weiter Weg, und so wird noch manche Welle der Giesserei und dem dort gähnenden unterirdischen Ill-Tunnel unter Mülhausens Strassen und Häusern zueilen.

Durch das vordere Illtal bis hinauf nach Illfurt legt sich der Kanal, der Rhein und Rhone seit über einem Jahrhundert verbindet. Den Mülhauser Petrus-Jüngern ist er ein unentbehrliches Ziel geworden, an dem sie ihre Geduld oft auf eine harte Probe stellen müssen. Still ist's auf dem Leinpfad, im Frühjahr und im Herbst ist um die Bäume ein wundersames Leuchten. Kastanien stecken ihre Kerzlein an, wie Riesenleuchter stehen sie am Wasser. Im Oktober aber brennen die Bäume, goldene Blätter schaukeln auf dem Spiegel,

als wären sie Nachen einer versunkenen Märchenstadt... Das ist das Dorado einheimischer Mäler, eines Thurillot und eines Heinrich: Herbstgold am Kanal oberhalb Mülhausen.

Parallel zum Wasser zieht der Schienenstrang, auf dem täglich soundsoviele Züge Belfort zurollen, die einen donnernd und kaum geseh'n, entschwunden, die andern viel gemütlicher und anspruchsloser, das «Pfirter Zügler» vor allem, dem allerdings auf der Strasse nebenan ein gefährlicher Konkurrent entstanden: der Autobus. Die Strasse, — ist das heute ein Rennen und Hasten, Wagen um Wagen, ohrenbetäubender Lärm, — da geht man viel lieber der Ill oder dem Kanal entlang und freut sich der Stille und Ruhe und oft auch der Sicherheit.

Brunstatt ist das erste Dorf im vordern Illtal. Früher auch räumlich getrennt von der Industriestadt Mülhausen, an deren Eingang bis vor wenigen Jahren der Oktroidienst fungierte. Heute ist Brunstatt mit der Stadt nicht nur durch seine Trambahn verbunden, sondern bildet mit ihr zusammen nur mehr eine Siedlung. Und würde nicht der Scheitweckenturm der Kirche über Bauerngehöften emporwachsen, man würde von dem selbständigen Dorfe Brunstatt äusserlich wenig merken. Der Scheitwecken, — glücklicherweise ist er nach dem Weltkrieg, nach dem Brand des Gotteshauses im Dezember 1914, neu entstanden: wie ein Wahrzeichen und ein Gruss des Sundgaues steht er am Eingang ins vordere Illtal.

Der Name Brunstatt deutet auf einen Born, einen Brunnen, eine Quelle, die in der Nähe der heutigen Siedlung, am Burnenkreuz, seit undenklichen Zeiten, selbst bei grosser Dürre, reichlich dem Boden entspringt und als starkes Bächlein durch die Matten dem Dorf und dem Kanal zueilt. Alt ist die Ortschaft, wie überhaupt die ganze Gegend schon früh bevölkert gewesen. Römerfunde in der Burnenquelle haben diesen Beweis erbracht. Von Brunstatt berichtet zum ersten Mal das sog. Odilien-Testament: die Siedlung war ein Besitz des Klosters Hohenburg, ein angebliches Geschenk der hl. Odilia, das zum Dinghof von Arlesheim gehört hatte. Das gilt ja von mehreren Besitztümern Hohenburgs im Sundgau, so auch vom unweiten, später abgegangenen Dorfe Burnen, das erklärt andererseits die Verehrung der hl. Odilia am Bur-



Photo Jap

Brunstatt, St. Georgsbrunnen

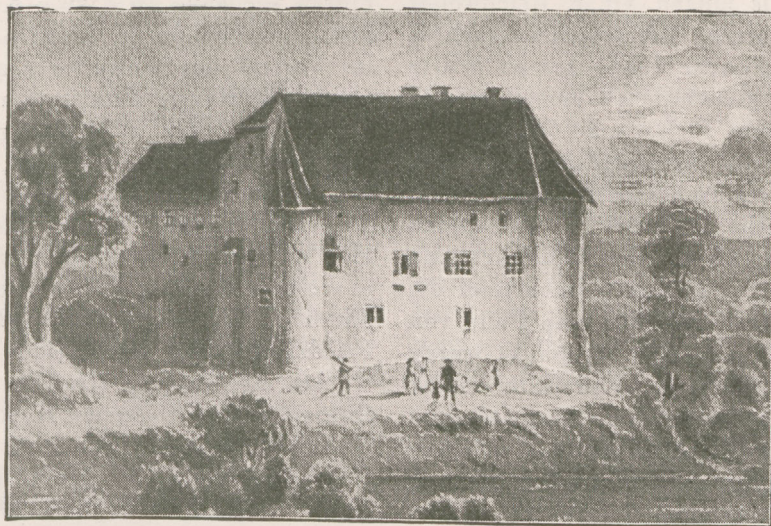
nenkreuz und in Brunstatt, die bis heute lebendig geblieben.

Mit der Geschichte des Dorfes bleibt eng verbunden jene des Schlosses, eines jener Weiher- oder Wasserhäuser, an denen die Täler von Ill und Larg nicht gerade arm gewesen. Die von Berckheim und die Grafen von Pfirt, die von Huse und Thierstein hatten das Dorf, — als Habsburger Lehen die beiden zuletzt genannten Familien, — inne. So griffen die aus dem obern Lauchthal stammenden Ritter von Huse, die in Isenheim und Wittenheim reich begütert waren, bis hinauf ins vordere Illtal. Die von Thierstein sassen am Eingang des Lüsseltales im Solothurnischen auf steilem Felsen; für sie bedeutete Brunstatt ein starkes Vorschieben ihrer Macht bis weit vor in den Sundgau. Anno 1495 waren die Thiersteiner in den Besitz Brunstatts gelangt, nachdem sie bereits aus Dank für die in den Burgunderkriegen dem Reich erwiesenen Dienste mit der Hohkönigsburg belehnt worden waren. Drei Jahre später (1498) starb Wilhelm von Thierstein im Schloss zu Brunstatt an den Blattern, und 1523 folgte den Thiersteinern — die damals Schloss und Herrschaft Thierstein an

Solothurn abtraten — der Graf von Salamanca in Amt und Würde in Brunstatt. Er war der Ahnherr der Grafen von Ortenberg, die sechzig Jahre später Schloss und Herrschaft Mörsperg in Besitz nahmen. Die Ortenberg sassen in Brunstatt während des Dreissigjährigen Krieges; Balthasar Schönberger, ihr Hofmeister, wandte sich im Jahre 1633 an Mülhausen wegen der Rückerstattung von Wein und Frucht, die in den unruhigen Zeiten von den Soldaten geraubt worden waren. Im Schloss von Brunstatt, so fügte er hinzu, hätten die Soldaten gehaust, dass es «Steine hätte erbarmen mögen». Die Grafen von Ortenberg, trotz ihres ansehnlichen Besitzes, waren schwer verschuldet, nicht zuletzt bei Mülhausen, das ihnen gegen Verpfändung von Brunstatt Geld lieh. Das war auch der Grund, warum sich die Stadt von den Schweden dieses Dorf zuerkennen liess (1633). Auf dieses Recht wies Mülhausen auch hin, als Herzog Bernhard von Weimar dem Schweden Reinhold von Rosen u. a. Brunstatt schenkte. Darob entstand ein jahrelanger Streit um das zum grossen Teil abgebrannte Dorf. Mit der Uebergabe an die Edlen von Vignacourt (1647) durch Ludwig XIV. fand der Händel eine allerdings den Mülhausern wenig angenehme Lösung. Bereits 1657 wechselte Brunstatt abermals die Herren: die Besenwald liessen sich hier nieder.

Aus Aosta stammten die Besenwald (oder Besenval), doch waren sie aus dem Italienischen in Solothurn eingewandert und hatten dort bald Bürgerrecht erworben. Martin Besenval kam durch Kauf in den Besitz des Schlosses Biss bei Zillisheim, 1657, wie bereits gesagt, in jenen der Herrschaft Brunstatt und, etwas später, des Dorfes Riedisheim. Sie nannten sich nach der Ortschaft Brunstatt und bekleideten politische Aemter von Bedeutung. Sie waren auch echte Soldatennaturen, die sich in Frankreichs Diensten tapfer schlugen; vor bald hundert Jahren liess sich die Familie in Neapel nieder, wo der letzte männliche Spross im Jahre 1927 starb.

Die Besenwald zeigten eine grosse Anhänglichkeit an Brunstatt: dankt ihres Einflusses wurde der Tuchmarkt vom nahen Gallenberg hierhin verlegt und den 1. Mai abgehalten. Sie bewohnten das Schloss Brunstatt, den Mittelpunkt einer Herrschaft, die Brunstatt, Didenheim, Riedisheim und Schloss Biss umfasste. Die Revolution hob ihre Rechte im Elsass auf, doch blieb die Erinnerung an ihre Sundgauischen Besitztümer lebendig in der Familie: die Familie Besenwald gewährte in Solothurn liebevolle Aufnahme unseren treu gebliebe-



Altes Schloss von Brunstatt

nen Priestern, die den Zivileid des Klerus verweigert hatten und deshalb ausser Land gehen mussten.

Mit der Revolution kam auch das Ende des Brunstätter Schlosses, das Cimo von Berkheim anno 1295 erbaut hatte und das von den verschiedensten Herren bewohnt worden war. Es war ein mit vier Türmen versehenes wohlbewehrtes Wasserhaus, das 1468 im Kampf der Eidgenossen mit den Habsburgern von den Schweizern eingenommen und zerstört wurde. Das Schloss erstand aufs neue und spielte während der «Campagne d'Alsace» (1674—75) eine nicht unwichtige Rolle. Turenne lieferte um Brunstatt Ende Dezember 1674 ein heftiges Gefecht, das mit einem Sieg über die Kaiserlichen endigte. In das Schloss zog sich das Regiment Portia zurück, doch musste es nach tapferm Widerstand bereits nach einigen Tagen kapitulieren. Nach der Revolution wurde im Schloss eine Brauerei, später eine chemische Fabrik eingerichtet. Als im Jahre 1857 die Bahnlinie nach Belfort gebaut wurde, verschwand das Schloss, wurden darüber hin die Schienen gelegt. Der Schlossgarten, der neben dem Bahnhof lag, kam an den kath. Verein der Gemeinde; der Schlossweiher wurde zugeworfen, als vor einigen Jahren das moderne Vereinshaus gebaut wurde. Doch lebt noch heute der «Schlossgarten» weiter im Volksmund.

War das Schloss samt dem grössten Teil des Dorfes anno 1468 zerstört worden, so blieb die Kirche verschont. Da sie im Laufe der Zeiten baufällig wurde, so musste 1786 ein neues Gotteshaus gebaut werden, das nach einem bedeutenden Um-

bau dem Weltkrieg zum Opfer fiel und erst 1923 durch eine neue Kirche ersetzt wurde. Das alte Gotteshaus hatte viele merkwürdige Reliquien besessen, u. a. einen «wunderbaren Blutstropfen Christi», der aus dem luzernischen Willisau nach Brunstatt gekommen war und in Verbindung gebracht wurde mit den Blutstropfen, die ob eines furchtbaren Frevels vom Himmel gefallen.

Die Brunstätter zeigten sich während der Revolutionszeit als echte Sundgauer. Sie beugten sich nicht vor den Machthabern jener Tage und verachteten den Geschworenen, den man in die Pfarrei geschickt hatte. Sie mieden seinen Gottesdienst und zogen es vor, nach Mariastein zu pilgern, um dort ihren religiösen Pflichten zu genügen. In grosser Zahl wurden sie auch deswegen bestraft, doch ihren Mut und ihre Treue zum Glauben der Väter konnte kein Gesetz brechen. In ihrem Schutz fühlte sich auch Pfarrer Motschi aus dem nahen Didenheim sicher. Den Zivileid auf die Verfassung des Klerus hatte er abgelehnt, nun musste er im Verborgenen seines Amtes walten, stets verfolgt und gehetzt. In den Brunstätter Steinbrüchen, die heute des ziemlich brüchigen Materials wegen zum Bauen nicht mehr benützt werden, fand Pfarrer Motschi oft einen Unterschlupf. In dem Vikar Leser hatte er einen treuen Mitarbeiter.

Es wäre unvollständig wollte man über Brunstatt sprechen, ohne dabei des als Geschichtsforscher bekannten Pfarrers Joseph Würtz zu gedenken. Er stammte aus Tagolsheim (1360), wo sein Vater als Lehrer tätig war. Sulzmatt und Mas-

münster sahen ihn als jungen Vikar, Reichweiler und Brunstatt als Pfarrer. Hier starb er auch in der letzten Septemberwoche 1914. Joseph Würtz hatte Freude an der elsässischen Geschichte, und mit anerkanntem Fleiss arbeitete er sich ein in den Stoff, den die Vergangenheit ihm bot. In den wenigen Mussestunden, die ihm blieben, entfaltete er eine reiche Tätigkeit; so entstanden seine Broschüre «Geschichte der Wallfahrt zum Burnenkreuz» sowie sein grösseres Buch über die «Geschichte von Lutterbach», das eine Fülle von Material enthält und zum Ausgangspunkt wurde seiner interessanten Studie über den Cistercienser Heinrich Bryat, den Pfarrer und Chronisten von Lutterbach und Habsheim, sowie seiner Veröffentlichung über die «Errichtung und Einrichtung der Pfarrei Pfastatt». Sein allzufrühes Hinscheiden bedeutete einen wahren Verlust für die Lokalgeschichte, der Pfarrer Joseph Würtz sicher noch manche Arbeit gewidmet, noch manche Stunde geopfert hätte.

In seinen letzten Wochen hat er noch den blutigen Kampf um Brunstatt (19. August 1914) miterlebt, der besonders um die Hügel beiderseits des Tales tobte. Wieder schlugen sich auf denselben

Fluren wie anno 1674 zwei Kulturvölker und opferten ihre Söhne in heissem, leidvollem Ringen. Im Verlauf des Weltkrieges zitterten mehr denn einmal die Häuser Brunstatts unter dem Geschützdonner der nicht allzu weiten Front, und Brunstatt war die letzte Ortschaft, die nicht geräumt worden war, über der aber oft das Drohen einer Auswanderung lag. So hat das Gefallenendenkmal hier eine noch tiefere Bedeutung denn in vielen andern Ortschaften; es ist auch äusserlich durch die das Wort «Pax» schreibende Frau zum Friedensdenkmal geworden.

Am Dorfausgang scheiden sich die Wege; der eine zieht an verlassenen Kalksteinbrüchen vorbei — in denen der Geologe noch manche schöne Versteinung findet, — hinauf gegen Brubach, der andere führt hinüber nach Didenheim. Wir nehmen den «goldenen Mittelweg» und streben dem Burnenkreuz zu. Reben sonnten sich früher hier am Hang, und in guten Weinjahren hörte man das fröhliche Musizieren des Weingeigerleins von Brunstatt. Doch das ist schon lange her, vertrieben hat den lustigen Musikanten das Hasten und Jagen auf der grossen Strasse und wohl auch der Unfriede und die Freudensleere unserer Zeit...



Geheimnis um Marschall Ney

Unter diesem Titel machte vor einigen Monaten eine eigenartige Nachricht die Runde durch die Presse. Marschall Ney, einer der Tapfersten und Treuesten Napoleons, der nach der Rückkehr des Kaisers von der Insel Elba an der Spitze seiner Truppen zu diesem überging und deshalb wegen Hochverrats zum Tode verurteilt und 1815 im Garten des Luxembourg erschossen wurde, soll nun auf einmal nicht mehr auf dem grossen Pariser Friedhof, dem Père Lachaise, begraben sein, sondern in Amerika. Dort soll im Januar 1816, also ein Jahr nach Neys Tod, in Südkarolina ein Mann namens Peter Stuart Ney angekommen und schon damals von vielen Franzosen als der Marschall wiedererkannt worden sein. Er sei, so hiess es, der Erschiessung durch einen Zufall entgangen. Peter Ney machte wenig von sich reden und lebte als Fechtlehrer und als Lehrer der französischen Sprache. Später fiel es einmal seinen Schülern auf, dass er bei der Lektüre einer Zeitung mit der Todesnachricht Napoleons ohnmächtig wurde und einige Stunden später einen Selbstmordversuch unternahm. Schon einmal, 1887, wurde die Leiche des Peter Stuart Ney exhumiert; man stellte damals fest, dass die Gestalt jener des Marschalls gleiche. Soweit die Legende, die neu aufleben will. Denn es heisst, amerikanische Gelehrte und Historiker wollen die Leiche wieder ausgraben lassen. Und zwar soll die neuerliche Exhumierung unter der Leitung Dr. Edward Smoots vorgenommen werden.

Im Zusammenhang mit diesen Nachforschungen nach dem Grabe des Marschalls dürfte es nicht uninteressant sein, auch die Frage aufzuwerfen, wo denn eigentlich seine Wiege gestanden hat. Allgemein wird Saarlouis als sein Geburtsort bezeichnet, wo auch sein Geburtsakt nachgewiesen wird. Beim Gewerbe seines Vaters, der als Böttcher wohl mit seinen Bütten, Zubern und Eimern im Lande herumfuhr, und zwar in jener Zeit, wo das Taufregister zugleich Geburtsregister war, ist es nicht ausgeschlossen, dass das Kind an einem andern Ort geboren wurde als dort, wo es getauft und eingetragen ist.

Diesbezüglich besitze ich einen bemerkenswerten Brief. Darin wird der Annahme Ausdruck gegeben, Marschall Ney sei nicht in Saarlouis geboren, sondern in dem kleineren Dörfchen Reimelingen, unweit der Strasse von Sierck nach Saarlouis,

(dem jetzigen Saarlautern), entfernt. Den Brief schrieb mir am 16. 9. 31 der frühere, vor einigen Monaten verstorbene Pfarrer von Reimelingen, Herr Hourt, ein Kind jener Sierker Gegend. 1857 wurde er zu Laumesfeld geboren, war von 1908 Pfarrer in Reimelingen und starb in Kirchnaumen, wohin er sich in den Ruhestand zurückgezogen hatte. Er war wie wenige mit dieser Gegend verwachsen und kannte die dortigen landläufigen Ueberlieferungen. In diesem Brief heisst es:

«Je me suis un peu occupé du maréchal Ney, quand j'étais à Rémeling. Voici ce que j'ai appris. La famille Ney est originaire de Lemestroff, paroisse d'Oudrenne. Le père Ney, tonnelier, a travaillé un peu partout. En 1769, il devait être à Sarrelouis. Sa femme enceinte a dû aller à Sarrelouis pour y faire ses couches. Arrivée à Rémeling, et ne pouvant aller plus loin, elle a dû y accoucher du futur maréchal le 10 janvier 1769. La maison n'existe plus. Elle se trouvait à dix mètres de la sacristie actuelle. J'ai voulu vérifier. Malheureusement les registres de l'Etat civil de Rémeling sont incomplets. Il manque les actes du 30 juin 1757 au 18 février 1765, du 12 novembre 1768 au 19 mars 1769, du 13 décembre 1772 au 2 avril 1774; j'ai cherché partout: à Metz, à Trèves, à Thionville et je n'ai rien trouvé. On m'a affirmé qu'à Sarrelouis, l'acte de naissance de Ney n'existait pas. Est-ce vrai?»

Mag dem sein, wie es will! Ueberlieferungen, wie sie in einzelnen Orten und Gegenden weiterleben, dürfen nicht gleich von vornherein abgelehnt werden. Sie haben oft einen wahren Kern und schon vielfach zu wertvollen geschichtlichen Feststellungen geführt.

So liegt es nahe, dass auch die Ueberlieferungen auf Wahrheit beruhen, die von Neys Eintritt beim Militär, im Volke weiterleben, namentlich auf der Falker Schmelzmühle, einem ehemaligen Eisenwerk an der Strasse Bolchern—Saarlouis. Hier war der junge Ney beschäftigt und brachte täglich von Saarlouis her als Bürojunge die Aufträge. Mit seinen Altergenossen geriet er in Streit und verliess daher seine Stelle, um als Siebzehnjähriger beim Militär einzutreten. Die Schmelzmühle, so wie sie jetzt ist, liess ich von Henri Bacher zeichnen und nahm sie zu dem Liede vom General Ney in die «Verklingende Weisen» (Bd. III S. 102) auf.

Dr. L. Pinck

Bänke in der Orangerie

Die meisten von ihnen stehen warm und behütet im Winterasyl. Sie werden geflickt und gescheuert, und blank und fröhlich werden sie eines Tages ihre alten Plätze wieder einnehmen. Die andern aber, die Draussengebliebenen, stehen stumm und verschlossen. Sie haben alle Vertraulichkeit abgestreift, und etwas sehr Fernes, Abweisendes ist um sie. Schnee hat in blühweissen Kissen auf ihnen gelastet, Regen ist in harten Stößen auf sie heruntergeprasselt, Nordwind hat sie gerüttelt und geschüttelt, sie haben geächzt, gefroren und gelitten, und nun ist eine Pause eingetreten, ein kleines Atemholen. Rissig, brüchig, staub- und schmutzbekleidet stehen sie da und schauen, fremd geworden, in eine fremd gewordene Umgebung.

Da sind nicht mehr die flammenden Geranien, die schwellenden Hahnenkämme, die zackigen Fächer der Palmen. Die Heliotropen haben an einem Herbstabend alle ihre Schalen ausgeleert, und die Rosenbeete wissen nichts mehr von ihren freudigen Liedern. Ein Frieren läuft den Birken entlang; war es nicht gestern, dass sie die Zweige voller goldner Taler trugen?

Still stehen sie und horchen in ihre Erinnerungen hinein, die bunt und mannigfaltig sind wie die der Sommer, dem sie entsteigen.

Da sind die Bänke, auf denen die Sonne am längsten verweilt und die deshalb im Frühjahr und zur Spätsommerzeit die begehrtesten sind, — die Bänke der Alten. Sie wissen um die lautlosen Nöte, die in zerfurchten Gesichtern stehen, die aus müden, abendlichen Händen sprechen, sie wissen um das Haschen nach den sparsamen, bescheidenen Sonnenfunken, um dieses flehentliche und doch hoffnungslose Neigen nach der Sonnen- seite, der längst überschrittenen. Da sind die Bänke der Jugend, die geschobenen, zertretenen und

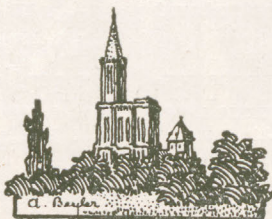
zerschundenen Bänke der Kleinen und Kleinsten. Aber es ist ein vergnügliches Treiben um sie, viel herzerquickender, als es die Promenadebänke der selbstgefälligen Alleen erleben. Und dann sind die Bänke der Unbemerkten, Unauffälligen, vor denen die Vöglein einhertrippeln, und die sich an einem Kinderlachen freuen können.

Viele, viele Menschen sind es, die sommersüber zu den Bänken kommen, solche, die Zeit und Lust haben, solche, die Erholung suchen und andere, die einen Augenblick nur im wirren Getriebe ihres Werktages Atem schöpfen müssen. Viele, die Platz finden, viele, die vorübergehen, weil sie zu wählerisch sind, andere, die vorübergehen müssen. Und zu der mehr oder weniger schweren Menschenlast, die sie in ewiger Bereitschaft und Geduld tragen, kommen andere Frachten, die auf Bänken ausgepackt und manchmal sogar liegen- gelassen werden: Sorgenbündel verschiedensten Inhaltes aus feinem und grobem Tuch, Berge von Kümernissen, süssen und bittern Geheimnissen, — Lastträger sind wir ja alle.

Und die Bänke? Sie horchen und schauen erstaunt in die Herzen, die sich da öffnen, auf die Höhen und Abgründe, die sich da auftun und wieder schliessen. Innig nehmen sie Anteil an allem Geschehen und bisweilen lächeln sie wie die Spätsommersonne: flüchtig, mit ein wenig Mitleid, mit ein wenig Ironie.

Aber heute, heute sind sie alle voller Erwartung. Das erste Schlüsselblümchen hat sich aus seinem Tannenpelzchen gezwängt, und aus der braunen, umgegrabenen Erde steigt verheissungsvoller Schollengeruch. Die alten Bänke sind die ersten, die den Märzenruf verstehen. Ein Straffen geht durch ihre verwitterten Züge, — morgen vielleicht schon wird es Frühling sein!

Mélie Schmitt.



Meine Freundschaft mit einer alten Frau

Eine Erzählung aus der Schule eines Grosstadtapostels von Alfons M. Scherer

V.

Aber geholfen war damit nicht. Was sollte ich tun? Die Antwort war freilich leicht, und ich hatte die Dinge wohl kommen sehen, war auch durch die häufige nahe Berührung des Kranken inzwischen immerhin abgehärtet. Aber der Gedanke an die Anfälle erstickender Atemnot und die Vorstellung eines vielleicht peinvollen, graunvollen Todes inmitten der Nacht schreckten mich ab.

An diesem Tag überwand ich mich endlich: von heute an würde ich abends von 9 bis 3 Uhr zur Nachtwache kommen, wenn Frau Simon versprechen wollte, dann auch wirklich ins Bett zu gehen und den Kranken mir anzuvertrauen. Sie wehrte sich, war aber glücklich und fügte sich bald. Auch meine Eltern stimmten mir bei.

So erschien ich denn abends, mit einem Buch und kräftigem Kaffee versorgt, in der dunklen Wohnung, in der Frau Simon noch nährend bei der wohlbekannten kleinen Petroleumlampe am Tische sass, während der Kranke in unruhigem Halbschlummer ruhte.

«Bonsoir bisamme!»

«Sin stille, er schloft! ... Sin'r do?»

«Jetz awer ins Bett, madame Simon!»

«Fir's erschte Mol nit!»

«Was hen'r versproche?»

Es half aber nichts. Erst für den folgenden Abend verhiess sie Gehorsam und legte sich diesmal noch in ihrem alten Schlafrock auf's Kanapee. Meine Aufgabe war, solange nichts Schlimmeres eintrat, leicht. Ich hatte nur den Spucknapf zu reichen und ab und zu einen Trunk. Die Lampe sollte ich brennen lassen, ich erfuhr erst nachher, warum. So sass ich denn nun in der Stille, zur Rechten den sterbenden Mann, links hart neben meinem Stuhl die ruhende Frau, und begann ganz beruhigt zu lesen. So in der Nähe war alles doch einfacher, als es mir vorher erschienen war. Und ich glaube, ich hätte mich tapfer gehalten, wenn einer der Schrecken gekommen wäre, mit denen ich rechnete, zumal ja Frau Simon zugegen blieb. Aber ich wurde ganz anders, ganz nüchtern geprüft.

Der Kranke rührte sich kaum und lag leise röchelnd dahin. Frau Simon sagte hie und da noch ein Wort, offenbar hielt nur der Lampenschein sie

(Schluss)

noch wach. Daher steckte ich leise die Kerze an, die wie jeden Abend bereitstand, blendete sie gegen das Ruhebett ab und löschte das hellere Licht. Ein letzter schwacher Protest, ein Hin- und Herbewegen, und sieh da: auch die gute, übermüdete Frau war mit leisem Schnarchen entschlummert. Das machte mir Freude, ich war also doch nicht umsonst gekommen. Ganz zufrieden sass ich zwischen meinen schlafenden Alten, lauschte nach den Geräuschen der Strasse, las, so gut es noch ging, bis der unruhige Schein meine Augen ermüdete, und träumte danach halb schlafend, dann wieder mit offenen Augen in die dunkle Stube hinein. Und nun fing es an, so lächerlich als abscheulich. Da ich mich wieder einmal ermunterte und mein Blick über das Bett hinab auf den Boden schweifte, sah ich mit leisem Unbehagen einige jener grossen Schwabenkäfer gelassen in die Stube wandern, die, wenn man sie zertritt, einen unerträglichen Gestank ausströmen und mir widerlicher sind als irgend ein anderes Getier. Ich beobachtete sie eine Weile und wünschte nur herzlich, dass sie nicht näher kämen. Darüber war ich wohl wieder eingeknickt, denn jetzt plötzlich war der ganze Fussboden mit den hässlichen Tieren bedeckt, die Dunkelheit hatte sie ermutigt und aus ihren Schlupfwinkeln gelockt. Das krabbelte rings um mich her in unzähliger Menge schwarz durcheinander, und wie auf einem Eiland im Meer sass ich hilflos inmitten auf meinem Stuhl, die hochgezogenen Beine auf die Querstange meines Sitzes gestellt. Ich drehte mich um: auch hinter mir war die Diele schwarz und lebendig, und so starrte ich in der Dämmerung mit einem Gefühl des Ekels, ja fast des Grauens in dieses still geschäftige, emsig lautlose Gekrabbel und Gewimmel, das sich noch stets zu vermehren schien. So ging eine Stunde und mehr dahin. Wie manchesmal zuckte mir die Hand nach dem Lampe, aber ich sagte mir, dass ich die arme Dulderin wecken würde, wenn ich das hellere Licht wieder entzündete. Ich ermass an meinem verwöhnten Schrecken und Ekel so recht die ganze Fülle der Armut und des Elends dieser heldenmütigen Frau, ich schämte mich, sie zu wecken und ihr meine Schwäche zu zeigen. So hielt ich denn aus, genoss zwischen den alten schlafenden Leuten hockend eine Stunde der gesunden Selbstsucht und kam mir dabei ziemlich ärmlich

vor. Die Zeiger meiner Uhr rückten tröstend voran, die zweite Stunde nach Mitternacht ging schon langsam zu Ende, vom nahen Münsterturm schlugen die Viertelstunden. Da begann die Kerze zu flackern, zu zucken, das letzte Wachs floss ins Breite, der Docht neigte sich und ertrank, in der bläulich ersterbenden Flamme suchte mein Auge nach einer zweiten Kerze, einem Kerzenrest — und schon sass ich in völligem Dunkel. Langsam gewann das Auge in der fahlen Helle, die durch die Fenster schien, wieder einige Kraft, ich steckte Uhr und Buch in die Tasche und bereitete mich zur Flucht. Und da schlug es auch endlich drei. Ich stützte mich gegen den Tisch und drehte den Stuhl um sich selbst, um die Tür zu gewinnen, die kaum einen Schritt entfernt war. Er knirschte hell auf, Frau Simon erwachte und erriet mit einem Blick meine Lage und meine Angst. Nur darum hatte sie mich gewarnt, die Lampe zu löschen. Ein rasches Lächeln vermochte sie nicht ganz zu verbergen; aber ich litt nicht, dass sie aufstand. Der Alte schlief fort, ich sagte von Herzen gute Nacht, griff meinen Schirm hinter dem Ofen hervor und gewann mit einem kühnen Schritt die Tür.

Mit welchem Gefühl der Erlösung trat ich durch den dumpfen Hof und die vordere Haustür (ich hatte den Schlüssel) hinaus auf die Strasse und in die frische, mondhelle Sommernacht! Wie dankbar empfand ich mein glückliches Los und das Behagen des sauberen Zimmers, das mich erwartete! Wie ernstlich aber auch den schneidenden Gegensatz des Schicksals, aus dessen armer, verschmutzter Stube ich kam! Die alte Frau war mir lieb, und keinen Augenblick meldete sich der Gedanke, sie für die kommenden Nächte im Stich zu lassen. Wenn auch kein Held, so hatte ich doch in Gottes Namen ausgehalten, schalt mich im Gefühl des Sieges noch ordentlich aus und eilte nicht unzufrieden nach Hause. Leise schlich ich am Schlafzimmer meiner Eltern vorbei, leise in mein eigenes Zimmer. Schneeweiss lachte mir im Licht der elektrischen Lampe mein Bett entgegen, mit einem neuen Seufzer der Erleichterung trat ich zum Spiegel: Schwarz auf dem hellen Sommerrock sass — wie in Gotthelfs grässlicher Erzählung die giftige Kreuzspinne auf des Ritters Helm — einer der scheusslichen Nachtgesellen auf meiner Schulter. Aber er war nicht wie jene vom Bösen gesandt, ich verstand die Lehre, griff den Mahner mit einem Papier, warf ihn durch's Fenster und legte mich neu und freundlich beschämt in mein Bett.

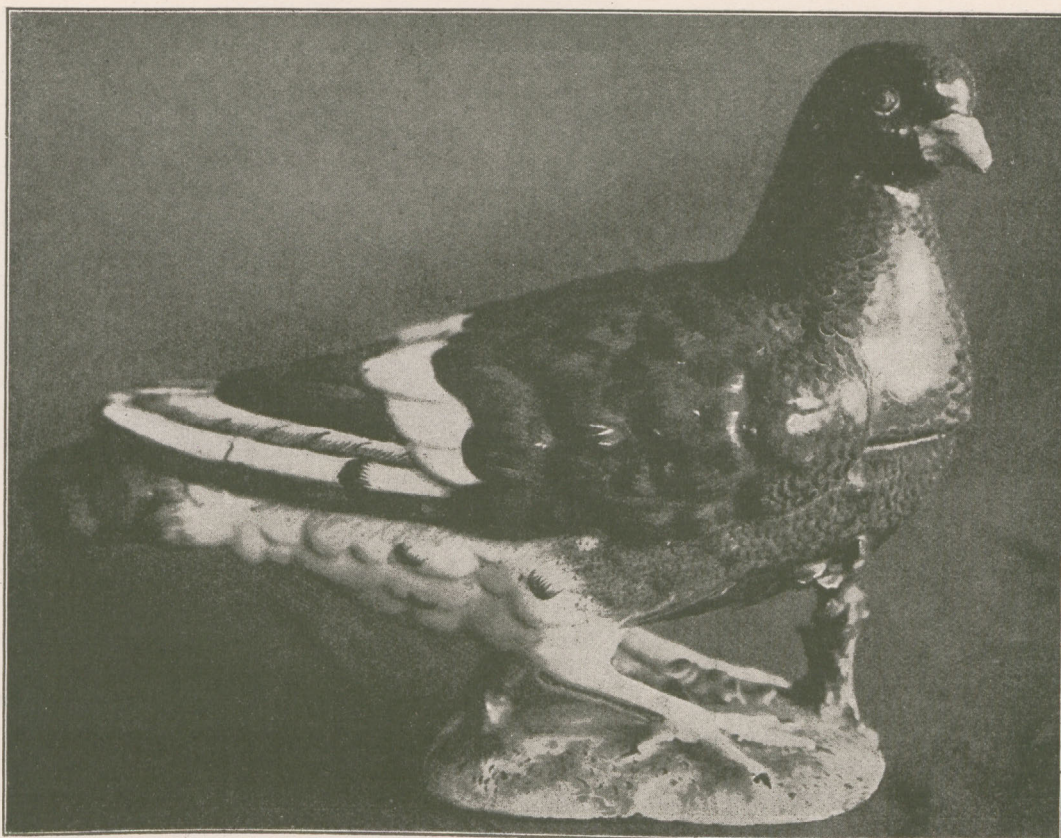
VI.

Pünktlich war ich am Abend wieder zur Stelle, nur in einem älteren Anzug und mit einer langen Kerze bewaffnet, schickte Frau Simon energisch zu Bett, setzte mich an das Lager des Sterbenden, der mich weder jetzt noch am Abend vorher bemerkt hatte, und wartete bei der Kerze auf meine schwarze Gesellschaft. Dieses zweite Mal aber umsonst! Der Kranke bekam eine schlimme Nacht, heftiger Husten und Atemnot quälten den hilflosen Mann, Auswurf rang sich mit Mühe los. Ich machte Licht, half, wie ich konnte. Aber sein Blick suchte die alte Gefährtin, und bald trat sie herein, übernächtigt, doch freundlich und stark. Ich hatte es nun schon besser gelernt, mit welchen Griffen wir ihn aus seiner bedrängten Seitenlage auf den Rücken zu legen hatten; Frau Simon kam auch allein nicht mehr zurecht; denn der Kranke war nicht mehr imstande, sich noch selbst zu bewegen, und lastete darum jetzt doppelt schwer. Doch half sie unverdrossen mit all ihrer Kraft. Sie war unermüdlich, sie wusste den Aermsten mit wenigen heiteren Worten zu trösten, sie nahm gelassen seine Schelte hin, ihr Blick bat mich um Verzeihung, wenn er heftig meine Hilfe verwarf; sie vergass mich keinen Augenblick in all' der Not. Fände doch jeder eine so treffliche Führerin auf den ersten härteren Wegen der Caritas! Sie war eine prachtvolle Frau. Die Nacht war schrecklich, erst nach Stunden entschlief der erschöpfte Mann, ich blieb, und Frau Simon legte sich in den Kleidern wieder auf's Bett. Mich aber hatte sie über die kleinliche Angst der vorigen Nacht hinweggehoben, und ich sass still und lauschte fast mit Andacht auf ihre und des Sterbenden Atemzüge. Ich erwartete seinen Tod. Aber nach einer langen Pause tat er die Augen auf, staunte mich an, erkannte mich und sagte zum zweiten und letzten Mal, leise und mühsam: «Sin Ihr noch do? Ihr sin brav!» Mit diesem Segenswort ging ich gegen Morgen nach Haus.

Als ich nach 9 Uhr abends zur dritten Nachtwache die schmale Treppe hinaufstieg, trat mir an der Tür die grosse, dunkle Gestalt eines Krankenbruders entgegen. Er hatte Wort gehalten, und ich wusste also, dass es zu Ende ging.

«Wir haben ihn frei und bequem gelegt», sagte er freundlich, «danach hat er starken Auswurf gehabt und fühlt sich jetzt sicherlich besser».

Welch ein Wechsel, als ich hereintrat! Auf dem frisch gemachten und kräftig aufgeschüttelten Bett lag friedlich und sichtlich erleichtert der sterbende



Taube als Zuckergefäß, gez. P. H.

alte Mann bequem auf dem Rücken, die Hände lässig über die Brust gelegt, mit raschem, aber nicht mehr mühsamem Atem. Das schöne, starke Gesicht zeigte schon die strengen Züge der Ewigkeit. Frau Simon kam aus der Hinterstube zu mir, ruhig wie stets, aber hinfällig und gebrochen, da sie sich am Ende ihrer Aufgabe sah und keine Kraft mehr bedurfte. Sie gab mir die Hand mit zuckenden Lippen, die Röte ihrer Augen verriet Tränen, die sie noch nicht weinen konnte. Sie erwartete jede Minute ihre Tochter Kathrine und den roten Franz, denen Nachricht geschickt war. Ihren Enkel, ihre andern Kinder erwartete sie nicht. Der Krankenbruder stand still am Fenster, die Hände in die Ärmel der Kutte verschränkt, ein Bild der Güte und der Sicherheit. Ich setzte mich mit Frau Simon an das Bett und sah mit meinen jungen Augen, wie Lunge und Herz des Kranken sich eilten, mit ihrer letzten Arbeit zu Ende zu kommen. Der Gegensatz des friedlich schlafenden Angesichts zu dem ruhlosen Wirken des Körpers rührte mich seltsam an: als verlöre der Schlafende wichtige Zeit, als laufe ihm das Leben heimlich davon. Ich bedachte das Dasein, das da zu Ende

ging, und das ich aus Frau Simons Erzählungen kannte. Und erst jetzt kam mir zum Bewusstsein, wie stolz der immer so harmlos freundliche Mann all sein bitteres Leid vor mir verschlossen hatte; niemals hatte er Söhne, Töchter und Enkel vor mir genannt. Er hatte all die Jahre so zufrieden und anspruchslos in seinem Bette gelegen — was wusste ich nun eigentlich von ihm? Welche Seelenkraft musste er doch besitzen, dass er so gar keiner inneren Hilfe bedurft hatte! Wieviel Trost und Stärke mochte der Hilfslose ohne Worte seiner Lebensgefährtin gegeben haben, die still und ergeben neben mir sass in ihren armen Kleidern, mit ihren guten, starken und verhärmten Zügen, ein Bild der Pflicht und der Demut! Hatte vielleicht in seinen letzten Worten zu mir: «Ihr sin brav!» der väterliche Schmerz sich leise angedeutet? Mir schien es jetzt so. Und ich wünschte, dass er aus dem leisen Schlaf nicht mehr erwachen möchte, um sich nicht in seiner letzten Stunde von fast all' seinen Kindern verlassen zu sehn. Ich schied an diesem Abend mit wahrer Ehrfurcht von den zwei alten Leuten und empfand sehr stark, wie wesenlos aller Standesunterschied gegenüber

dem wirklichen Leben ist. Dieser Mann und diese Frau waren mehr wert als viele.

Als ich gegen Mittag des nächsten Tages von der Universität zu ihnen kam, war es zu Ende. Herr Simon war gegen Morgen ganz ruhig gestorben. Er war nicht mehr erwacht. Katharine brach bei meinem Kommen in Tränen aus, Franz stand verlegen in seinem Mitleid da, Frau Simon aber schaute mir sprachlos in die Augen und sah so ganz verlassen aus, dass ich mit Mühe meine Fassung behauptete.

Traurig sah sie bei dem Begräbnis nach langen Jahren ihren ältesten Sohn, Karl und seine Mutter wagten es nicht. Mir ward die Ehre, die Witwe hinter dem Sarg zu geleiten. Sie ging gebeugt an meinem Arm, das ärmliche Trauerkleid liess sie noch ärmer, noch verwitterter erscheinen als sonst. Ich empfand Liebe und Ehrerbietung. Sie war so schlicht, so ganz ohne Gebärde. Sie schleppte sich so geduldig hinter dem Sarge her. Erst als der Tote hinabgesenkt war und sie der Gruft das Weihwasser gespendet hatte, drang endlich der Schmerz unaufhaltsam hervor, sie begann laut zu weinen, winkte wie ein Kind mit der Hand und rief drei-, viermal mit lauter Stimme: «Adje, Babbe! Adje, Babbe!» Da legte ich den Arm um die gute, alte Frau, indessen auch mir dicke Tränen über die Backen liefen, brachte sie zu dem Wagen, den ihr Schwiegersohn sorglich bestellt hatte, und fuhr sie mit Katherine nach Haus.

VII.

Wenn ich indessen geglaubt hatte, mit der Kraft und dem Leben meiner alten Freundin sei es nun wohl zu Ende, so hatte ich mich gründlich getäuscht. Eine Uebersiedlung zu ihrer Tochter lehnte sie ab und lebte in ihren zwei Stuben allein. Die Miete ward ihr erlassen. Dort durchlitt sie die Monate des brennenden Heimwehs, der Vereinsamung und der Daseinsleere, unter dem Fortfall der schweren und lieben Pflicht, die bis dahin jede Stunde ihres Lebens und jeden Rest ihrer Kraft beansprucht hatte. Gleichzeitig aber kehrte mit der körperlichen Erholung Schrittschen um Schrittschen die alte Spannkraft zurück, und ehe sie es selber recht wusste, sah sie sich in eine Fülle neuer Aufgaben gestellt. Die 73jährige Greisin begann ihre treulosen Kinder neu um sich zu versammeln. Mit jugendlichem Unwillen, bald aber mit Staunen und wachsendem Verständnis sah ich den ältesten Sohn von Zeit zu Zeit wieder bei ihr erscheinen; ohne zu übertreiben, ohne je etwas zu begehren oder

vorsichtig Gebotenes auch nur anzunehmen — denn sie durchschaute den kargen Mann — liess sie ihn ihre Freude an seinen seltenen Besuchen fühlen und versöhnte ihn sachte mit dem Vorwurf der vergangenen Zeit. Und so folgte er später still und ergriffen ihrem Sarg.

Die kränkelnde Frau Katherine kam jeden zweiten oder dritten Tag und bat und flehte in der Sorge ihres Herzens, die Mutter möchte zu ihr in die Vorstadt ziehen. Aber Frau Simon wehrte sich fort. Selbst ihr lieber Franz vermochte mit all seiner gutmütig polternden Weisheit und Zuneigung nichts über sie.

Mit der ältesten Tochter gelang die Versöhnung nicht ganz. Zwar überwand sich die Mutter, und Rosalie erschien eine Zeit lang recht oft; ich lernte die noch immer schöne und üppige Frau mit dem rotblonden Haar und den fahrigten Augen kennen. Aber zwischen Mutter und Tochter stand der Niedergang des Enkels, den nichts mehr von der abschüssigen Bahn zu retten vermochte, und der niemals wieder seiner Grossmutter unter die Augen trat. Diese Schuld konnte Frau Simon nicht verzeihen: sie war dem Jungen weit mehr als ihre Tochter Mutter gewesen und legte ihr nicht zuletzt mit harter Gerechtigkeit den Verderb ihres Kindes zur Last. So blieben sich die beiden Frauen innerlich doch fern.

Umso inniger wandte sich das Herz der Mutter ihrem Jüngsten, ihrem Joseph zu, der von Jugend auf ihre Sorge und ihre Liebe mehr als die andern beansprucht hatte. Er hatte die asthmatische Anlage des Vaters geerbt, war darum in die Schweiz gegangen und nun seit Jahren verschollen. Immer stärker trat ihre Sorge um ihn, ihre Sehnsucht hervor, sie schrieb wiederholt, sie meldete ihm den Tod seines Vaters; die Karten kamen zurück. Mit Ingrimmsah ich, wie sie litt. Und auf einer herrlichen Ferienfahrt durch die Schweiz ging ich in Zürich seinen Spuren nach. Ich fand ihn entgegen aller Erwartung mit Leichtigkeit auf; er war keineswegs tot, sondern lebte wohlauf und in auskömmlicher Stellung als Arbeiter einer Schirmfabrik. Mit Empörung stellte ich ihn auf seiner grossen und sauberen Stube ohne Rücksicht auf mein fragliches Recht zur Rede, sagte ihm jäh und derb die Not seiner Mutter, den Tod seines Vaters ins Gesicht und hob auch glücklich den wohl 40-jährigen Mann aus dem Sattel.

«Ja, isch'r denn dod?» «Un des wissen Ihr nit?»

«Kenn Mensch het mr's g'schriewwe! Des isch doch...»



Porzellanfiguren, gez. J. H.

«Wie het mr Eich selle schriewe, wenn mr nit weiss, wo Ihr stecke, und ob'r iwerhaupt noch am Läwe sin?»

Aber ich wusste selbst nicht, wieso es mir gelang, und dass mein echter Dialekt und mein von weiten Wanderungen zerschlissener Reiseanzug das Beste daran getan hatten. So dachte der abgekandelte Mann an keinen sozialen Unterschied und schluckte — das ist Elsässerart — die Grobheit ohne viel Umstände hinunter, die ihm *al pari* gereicht wurde. Ja, es setzte sich, nachdem wir seiner Mutter gemeinsam eine heitere Karte geschrieben hatten, langsam eine verlegene, aber spürbare Wärme in seinem verschlossenen Wesen durch. Aber es blieb nicht dabei, weil ich leider abends am Bahnhof, wohin er zum Abschied kam, die schützende Hülle durchbrach. Er war jetzt sichtlich bewegt und erschüttert, in den langen Nachmittagsstunden hatte offenbar meine Nachricht kräftig gewirkt. Da verwies ich ihn unbedacht auf die zweite Klasse des Zuges, während er, eifrig um den nun jungen Boten seiner Mutter besorgt, die überfüllten Holzklassen ablief, um einen Fensterplatz zu erobern. Und fast augenblicks verwandelte sich der eben noch so herzlich aufgeschlossene Mann in sein Gegenteil zurück. Ich hatte den Klassengegensatz aufgeweckt und hatte alles verdorben.

Aber Frau Simon brachte es doch noch in Ordnung. Zwar schrieb ihr Sohn keine Zeile mehr, sie aber gab ihn nicht auf. Die Nachricht, dass er gesund sei, lebe und schaffe, nahm sie bei meiner Heimkehr mit Jubel und ohne jede Empfindlichkeit auf und schickte dem Wiedergefundenen einen herzlichen Brief. Und als dann Woche um Woche und Monat um Monat ohne Antwort verging, be-

schloss die starke Frau nach einem Jahr des Harrens und Sorgens, endlich ganze Arbeit zu tun. War er doch wieder krank? Oder war es ihr gar noch jetzt in aller Stille weggestorben? Sie musste hin, sie musste selbst nach dem Rechten sehen.

Und siehe da: Ihr Mut verschaffte ihr die letzte grosse Freude ihres Daseins: acht Tage eines vollen, ungetrübten Mutterglücks. Auch dieses ihr viertes und liebstes Kind führte sie kurz vor seinem Tode noch zu seiner Pflicht zurück.

Schwer fiel es ihr nur, ihren Plan an mich heranzubringen. Denn natürlich brauchte sie Geld. Und darum sollte sie zum ersten Mal in all den Jahren bitten? Ich aber ahnte nichts, wenn ich auch schon länger eine Spannung in ihrem Wesen empfand. Wie gut, dass ich ihr eines Tages ungewollt mit harmlosen Scherzen entgegenkam!

Wir sassen im letzten Abendlich am Fenster, ich hatte nach bestandener Staatsprüfung wieder mehr Zeit als bisher. Sie aber fasste sich im Schutz der Dämmerung ein Herz.

«'S letscht Johr um die Zitt sin'r in Zürich g'sin. Wissen'r noch?»

«Ja, meinen Ihr, dass ich eso in dr Welt umen-ander fahr, dass ich des nimme wisst?»

«Un was gitt's des Johr? Gehn'r lang furt?»

«Ihr sin güd», lachte ich froh; denn es würde ihr Freude machen, dass ich zu Hause blieb. «Welle Ihr's bezahle?»

«Warum nit, wenn Ihr mir 's Geld lehne? Des het's glich!»

«Wenn ich Geld hätt' wie keins, was meinen Ihr, was ich mache däd?»

«Allez!»

Deno kauft ich Eich e Hüet und e Mantel un e neie Ridikül un setzt Eich in de Zuck un mich denäwe un los!»

Da war ja das Stichwort!

«Isch wohr? Mit em Hüet un em Mantel, des düeht's noch», lachte sie aufgeregt. «Wenn ich numme 's Billet hab!»

«Abgemacht! Wie wit sin'r schon g'fahre?»

«Bis uff Fuchs am Buckel; un in Mariedahl bin i mit em Babbe g'sin un als Maidle uff em Odilieberg.»

«Ah, des isch allerhand! Deno wissen Ihr güed, wie mr's anpackt! Un wie alt sin'r jetzt?»

«Vier-e-siwwezig. 's wurd Zitt, wenn i noch emol furt will!»

«Un wu anne soll's gehn?»

«In d'Schwitz! Wu sonscht anne? D'nächst Wuch geht e Ferie-Zuck. Do koscht's numme d'Hälft!»

«Wu anne?»

«Uff Zürich!»

«Madame Simon!»

«Gell, des isch dumm gebabbelt! Nix für un-güed! 's isch G'spass!»

Sie versuchte ein neues Gelächter. Aber die armen Lippen versagten den Dienst. Da sass sie nun vor mir und schämte sich der verhüllten Bitte um Geld und konnte es doch nicht mehr hindern, dass sie herzbewegend in all' ihren Mienen stand.

«Madame Simon, des isch ken G'spass! Ich kenn Eich güed! Un wenn Ihr de Müed hen mit Eire vier-e-siwwezig Jahr, so sellen Ihr anne fahre! Des schaffe mir schon! Numme rühig!»

«O dü liewer Gott, i habb's g'wisst! De Müed hätt' ich! Un alt genüe bin ich, dass mr mich allein kann fahre lon!»

«Min liewi, güedi Madame! Ich will Eich ebb's sawe: Des het Eier Sohn nit verdient!» Und die Worte gingen mir aus.

«Jo gehn mr doch! Mannslit!» lachte sie da; wie war sie erleichtert! Und der Schalk und eine grosse Zärtlichkeit zugleich erhellten ihr altes, hartes Gesicht. (Mein Gott, was hatte die Frau ein kräftiges Herz!)

Also wurden die Vorbereitungen zur Reise getroffen und das verbilligte Fahrgeld mit einem geringen Ueberschuss besorgt. Als aber auf die Karte, mit der sie — freilich erst 3 Tage vor der Abfahrt des Ferienzugs — ihrem Sohn Tag und Stunde ihrer Ankunft gemeldet hatte, am Vorabend des Reisetags noch keine Antwort da war, wurde ich ernstlich ob dieser Fahrt ins Ungewisse besorgt. Ich mahnte sie an ihr hohes Alter.

«Wie alt sin Ihr?» fragte sie derb dagegen.

«Dreiezwanzig.»

«Ja meinen Ihr, was Ihr mit dreiezwanzig kenne, habb' ich mit vier-e-siwwezig noch nit gelehrt?»

«Ihr sin jo in Eirem ganze Läwe noch ken drei Stund in dr Isebahn g'sesse!»

«Ah, nix fir un-güed! Des haw'i ni g'wisst, dass mr fir d'Isebahn 's Sitze apart müess lehre! — Ich mein, g'sesse bin i g'nüe in mim Läwe!»

«Wie wellen Ihr Eich in däre grosse Stadt z'rechtfinde, wu-n'r ken Wej un ken Stej kenne?»

«Dr Joseph holt mich doch ab!»

«Wohär wissen Ihr des?»

«Allez, lo' mi gehn! I bin dumm g'sin, dass ich'm nit friher g'schriwwe hab.»

«Ich weiss güed, warum Ihr des gemacht hen! Dass 'r 'ne exküsiere kenne, wenn'r ken Antwort gitt! Mir machen Ihr nix vor!»

Aber auch sie liess sich nicht irre machen; sie fuhr und wagte noch mehr. Als ich am folgenden Nachmittag unvermutet doch noch zum Bahnhof kam, um sie im Zug zu versorgen, sah ich sie aufgeregt mit geröteten Augen und Wangen am Schalter stehen. Grosse Tränen standen in ihrem Gesicht. Der Ferienzug war ausgefallen! Aber der fahrplanmässige Zug ging nur wenig später, und sie rang mit sich selbst, ihr ganzes Geld für die Hin-fahrt zu opfern und die Rückkehr ihrem Sohn oder dem lieben Gott anheimzustellen. Und als ich nun doch die Geduld verlor:

«Awer, Madame Simon! Wie kennen Ihr numme? Des isch awwer jetz doch e Lichtsinn in Eirem Alter...» da sah sie mich erschrocken an. Aber in ihrem Blick lag mit einem Mal eine solche Fülle von Angst und Seelennot, dass ich augenblicklich verstummte. Nein, diese Mutter war nicht zurückzuhalten. Ich gab ihr, was ich noch bei mir hatte, es reichte kaum aus. Mehr zu holen blieb keine Zeit. Mit einer fast stürmischen Freude, selbst den Dank vergessend, eitle die alte Frau durch die Sperre, ein fröhliches Winken und Laufen, und schon war sie meinen Blicken entschwunden.

Gott sei Dank, sie behielt recht. Und kehrte nach mehr als acht Tagen glücklich und bis ins Innerste befriedigt zurück. Sie war von ihrem Sohn in der Tat gleich am Bahnhof mit allen Zeichen zärtlicher Freude empfangen worden. Er hatte ihr in seinem Wirtshaus ein sauberes Zimmer gemietet, er liess sie auf's beste verpflegen, widmete ihr jede freie Stunde und machte sich mehrere Nachmittage von der Arbeit los. Er zeigte



Th. Klem

Gruppe vom Hochaltar der St. Magdalenenkirche zu Strassburg

ihr die schönen Kirchen der Stadt und was sie sonst anziehen mochte. Sie fuhren im Dampfer über den See und machten bei schönstem Sonnenschein einen Ausflug nach Kloster Einsiedeln, von dem sie nicht genug zu erzählen wusste; und er duldete nicht, dass sie auch nur einen Pfennig bezahlte. Dass sie nichts hatte, verschwieg sie natürlich wie stets. Er aber fragte sie gar nicht,

sondern steckte ihr für die Heimfahrt einen reichlichen Zehrpennig zu, den sie fast unangebrochen vergnügt und sparsam nach Hause brachte.

Die Frau war förmlich verwandelt. Jammer und Elend all der vergangenen Jahre schienen von ihr abgefallen zu sein, ihre kräftige Natur schien verjüngt. Die grosse Freude des Wiedersehens, die kindliche Liebe, die sie gefunden hatte, der

Stolz, ihren liebsten Sohn nach so bitteren Sorgen gesund und in sicherer Stellung zu wissen, und zuletzt auch das starke Erlebnis einer ersten Reise ins Ausland, an den herrlichen See, in die Berge, das die Oede ihrer Tage unterbrochen hatte, das alles hatte unendlich wohltätig gewirkt.

Wie waren jetzt unsere Gespräche belebt! Welche Fülle von Stoff für unsere Plauderstündchen am Fenster! Das Meiste, das sie gesehen hatte, war auch mir im vorigen Jahr nicht entgangen. Und Franz und Katherine kamen, der älteste Sohn fand sich ein und brachte sogar einen Enkel mit. Selbst Rosaliens Besuche wurden unbefangener und freier, weil das neue gemeinsame Interesse die beiden Frauen ablenkte von dem, was sie trennte. Und nun wurde erzählt und kein Ende gefunden. In welchen Worten sprach sie von ihrem Jüngsten! Die vielen Jahre seines unbegreiflichen Schweigens waren vergessen; er war einmal so, und draussen im Leben vergessen die Kinder die Eltern, sind abends müde vom Schaffen und wollen ins Bett oder verdriesslich und brauchen Zerstreung. Wie oft auch war er krank gewesen und hatte dann all sein Ersparnes verausgabt!

«'s isch en armer Deifel! Un was wetten'r, jetz schrieht'r mir widder nit, bis ich'ne widder b'süeche geh!»

Sie gewann diese Wette erst spät. Spärlich, aber regelmässig kamen freundliche Karten. Mehr verlangte sie nicht; sie war glücklich, weil sie bescheiden war. Wochenlang lebte sie im Glanz der Erinnerung an die schöne Züricher Zeit. Und ich denke gerne daran zurück, dass doch auch dieses Leben zuletzt noch einmal seine lichten Tage gehabt hat. So verging wohl ein halbes Jahr. Da blieben die Karten aus. Wir sprachen darüber nicht viel, sie schien ihres Sohnes gewiss. Ob sie aber nicht doch wieder sich im Stillen zu härmen oder zu sorgen begann? Als ich sie eines Winterabends nach dem Nachtessen besuchte, fand ich sie weinend im Düstern am Fenster der Hinterstube. Der Hauswirt aus Zürich hatte geschrieben; ihr Sohn war tot.

VIII.

Die lange aufgehaltene Schwindsucht hatte ihn plötzlich hingerafft. Von nun an war Frau Simon gebrochen. Nach wenigen Wochen gab sie den bisherigen Widerstand gegen die Uebersiedlung zu ihrer Tochter auf, auch ich stellte meine vielen Bedenken zurück und redete zu. Aber leider ging es nicht gut, obwohl alle das Beste wollten und es

keinem an Liebe fehlte. Und so sah ich dieses arme Leben in Streit und Bitterkeit zu Ende rinnen.

Frau Simon litt wie so viele, die in alten Tagen abhängig werden, an dem Misstrauen, dass man ihr schon zu Lebzeiten an das Ihrige wolle. Wie stark, das zeigte mir ihre Freude, als man heim Umzug alle ihre Sachen in ihrer Stube unterbrachte und nichts für die andern Zimmer verwendete. Bald plagte sie auch der Gedanke, dass sie ihrer Tochter zur Last sei, zu viel koste, dass man an ihr spare und berechnete Wünsche versage. Wie seltsam und doch so menschlich dieser Argwohn grade gegenüber der einzigen Tochter, die ihr immer ergeben war, wo sie bei ihren andern Kindern, die ihr Herz misshandelt hatten, mit dem Geringsten zufrieden war und geduldig um einen Rest von Liebe warb! Der Grund alles Uebels indessen war der, dass diese kräftige Natur die Abhängigkeit überhaupt nicht vertrug, in die sie geraten war.

Katharine ihrerseits war schwer leidend. Tadel war sie von ihrem Franz her wenig gewöhnt, die Nerven versagten ihr leicht. Sie beherrschte sich lange; kam sie aber einmal aus ihrer sanften Zurückhaltung heraus, so verlor sie auch jegliches Mass. Dann warf sie wohl der abgelebten Greisin harte Worte zu, die sie später bitter bereute, und demütigte auf solche Art das starke, alte Herz in seiner hilflosen Lage tiefer, als sie verstand.

Ich suchte auf Grund des Vertrauens, das ich auf beiden Seiten genoss, zu vermitteln. Ich stellte jeder der beiden Frauen behutsam in Einzelgesprächen ihre Fehler vor und fand Katharine vernünftig. Meine alte Freundin aber ertrug es nicht, offenbar war sie weit schwerer verwundet, als auch ich ahnte, und sie weinte vor mir, wie ich sie nie hatte weinen sehen: Jetzt wolle ich sie auch noch verlassen! «O wär' ich numme nimm do!» Ich suchte das alte Gefühl der Ueberlegenheit in ihr zu wecken; sie müsse ihre Tochter als Schwerkranke nehmen; drei ihrer Kinder habe sie klug und mit Nachsicht zurückgewonnen, nun dürfte sie doch bei dem vierten und treuesten die Geduld nicht verlieren; ihre Mutterpflichten seien halt noch nicht zu Ende, sie werde ihre Kinder nicht los. Aber die alte Frau war zu Ende. «Ihr wisse nit, was sie mir alles schon g'sait het!» Und erst als ich mich selbst beklagte, mir doch wenigstens tue sie Unrecht, ich verlasse sie nicht, das wisse sie doch, lenkte sie dankbar ein. Und nie wieder nahm ich auch nur bedingt gegen sie Partei, klügelte nicht, sondern sprach, wie ich dachte: Dass

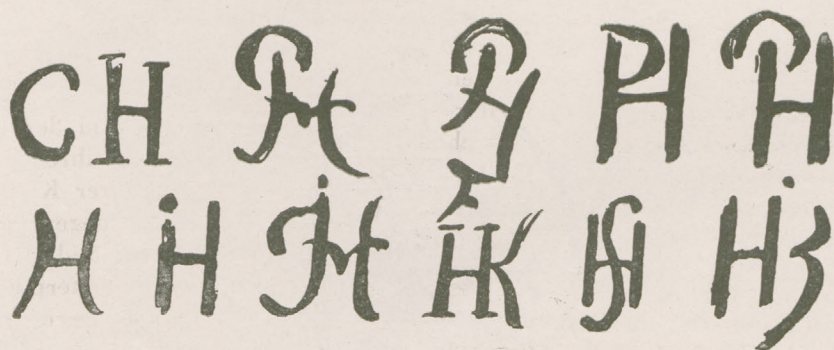
man einer solchen Mutter Ehrfurcht schuldig sei und nicht mit ihr zu rechten habe.

Einzig der rote Franz kam immer mit ihr zu recht. Es war eine Pracht zu sehen, wie er sie zu nehmen wusste, wie er sie mit Liebe und Sorgfalt umgab, sie mit seinem verwegenen Dialekt unterhielt und ermunterte, immer in strahlender Laune, Güte und Kraft in Person. Die stillen Spannungen störten ihn nicht, er polterte unbefangen darüber hinweg und brachte Mutter und Frau zum Lachen. Und als gar im Sommer Katharine auf öffentliche Kosten zu einer vierwöchigen Kur verreiste, zog in dem sauberen kleinen Haus mit dem freundlichen Gärtchen ein letzter köstlicher Friede ein. Die zwei Zurückgebliebenen lebten wie Mutter und Sohn. Er bereitete sein und ihr Frühstück, ehe er zur Arbeit ging; er half ihr beim Kochen, wenn er zu Mittag kam; er machte die Betten, war allezeit munter und hilfsbereit und blieb die Sonntage treulich zu Haus. Nichts war ihm lieber als wie sonst ihren gutmütigen Spott zu wecken und in ihren Augen zu lesen, dass er noch immer «e güeder Dolle» sei. Sie tat ihm auch den Gefallen, ihre alte Laune kehrte ein wenig zurück, rührend dankbar redete sie von dem treuen Mann und erlebte so kurz vor ihrem Ende noch einen Abglanz jener Züricher Tage, von denen sie nie mehr sprach.

Als ich im Herbst in die Ferien ging, nahm ich ohne Sorge Abschied von ihr. Sie war hinfällig, aber gesund. Katharine war mit beruhigten Nerven zurückgekehrt. Aus den Bergen schrieb ich drei

Karten und meldete auch, ich sei auf dem Heimweg begriffen. Zu Hause dann sah ich mich anfangs durch mancherlei aufgehalten, dass ich auch hätte verschieben können, und kam erst am dritten Tag in die Vorstadt hinaus. Meine alte Freundin aber hatte nicht mehr so lange warten können: wenige Stunden, bevor ich ihr Haus betrat, war sie gestorben. Wieder und wieder hatte sie seit meiner letzten Nachricht nach mir gefragt, hatte mich stündlich erwartet. Warum hatte die Tochter mir nicht ein paar Zeilen geschrieben? Wusste sie nicht, dass es zu Ende ging, und dass ich doch sicher zurück war? Sie zuckte die Achseln und schien eine Frage zurückzugeben. Warum war ich nicht von selber gekommen? Wusste ich nicht, dass sie mich, auch wenn sie gesund war, sehnlich erwartete? Man hatte ihr meine Karten auf's Bett legen müssen, sie wollte sie immer sehn. Auch jetzt lehnten sie zwischen dem Kruzifix und den Kerzen. Sie aber lag still und mit hartem Gesicht.

Wie hat doch George Sand in ihrer Lebensgeschichte geschrieben? «Il me semble que la plus grande preuve d'attachement qu'on puisse revendiquer c'est d'avoir occupé les dernières pensées d'un mourant.» Ich stand beschämt. Welch eine Versäumnis durch kleine Schuld! Musste denn wirklich auch der letzte Wunsch dieses armen Lebens noch unerfüllt bleiben? Und musste grade ich in dieser letzten Stunde der Schuldige werden? Es gibt Fehler — sie brauchen nicht einmal gross zu sein — die man sich niemals verzeiht.



Strassburger und Hagenauer Markenzeichen der Hannong-Fayencen

Ausschau

Vogesenwanderungen

**Bourg-Bruche — Solamont — Château de St. Louis —
Saulxures — St. Blaise.**

Gehzeit: $3\frac{3}{4}$ Std.

oder:

Bourg-Bruche — Saulxures — St. Blaise.

Gehzeit: $2\frac{1}{2}$ Std.

Karte der Vogesen: Blatt No. 11: Oberes Breuschtal

a) **Bourg-Bruche — Solamont — Saulxures. $2\frac{3}{4}$ Std.**

Markierung: blau-weiss, dann gelber «Strich».

Vom Bahnhof rechts abwärts und bald durch die Bahnunterführung. Nach 5 Minuten beim «Café du Climont» Strasse kreuzen und dem Fahrweg aufwärts folgen. Nach 10 Minuten rechts in den Ort «Le Bourg». Bald bei einem Laufbrunnen bei Teilung links aufwärts und nach wenigen Schritten bei einem zweiten Laufbrunnen links aufwärts. Nach 5 Minuten Fahrweg links aufwärts in den Wald. Nach 3 Minuten rechts Pfad aufwärts. Nach weiteren 3 Minuten bei Pfadteilung links. Nach 7 Minuten dem Karrenweg links eben folgen. Nach 1 Minute Pfad rechts aufwärts. Nach 5 Minuten Fahrweg kreuzen. Nach 2 Minuten einen zweiten Fahrweg kreuzen. Nach wieder 2 Minuten bei Pfadteilung rechts aufwärts. Nach 5 Minuten Fahrweg rechts aufwärts. Nach 15 Minuten Pfad links aufwärts. Nach 10 Minuten bei Pfadteilung links zu einem schönen Aussichtspunkt. Hier dem Pfad rechts folgend in 3 Minuten am Kinderfels (Rocher des enfants) auf dem Solamont. Hier einige Schritte zurück, dann Karrenweg rechts abwärts. Nach 7 Minuten bei Wegeteilung rechts Pfad. Nach 25 Minuten der Strasse rechts folgend in 20 Minuten am Ferienhaus

Château de St. Louis. Etwas oberhalb dem Fahrweg rechts am Waldrande folgen. Markierung: rot-gelb. Nach 2 Minuten bei Teilung links. Nach 6 Minuten Karrenweg kreuzen und nun abwärts. Nach 5 Minuten Karrenweg kreuzen. In 25 Minuten in Saulxures.

b) **Bourg-Bruche — Saulxures. $1\frac{1}{2}$ Std.**

Markierung: blau-weiss.

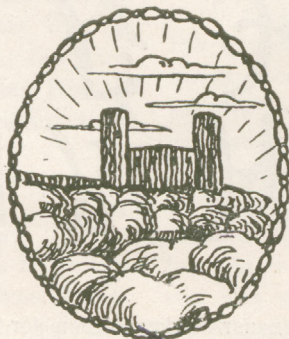
Vom Bahnhof bis zur Pfadteilung in 26 Minuten (siehe unter a). Hier dem Pfad rechts folgen, welcher in einen Fahrweg einmündet. Nach 10 Minuten bei Teilung rechts aus dem Wald und dem Fahrweg links am Waldrande folgen. Nach 3 Minuten Pfad rechts abwärts. Nach 6 Minuten bei einer Strasse links Karrenweg, welcher eine Strassenkehre kürzt. Nach 15 Minuten Karrenweg links und bald rechts Pfad. Nach 10 Minuten Fahrweg rechts abwärts und nach 2 Minuten Strasse links abwärts. In 15 Minuten in Saulxures.

c) **Saulxures — St. Blaise. 1 Std.**

Markierung: rot-gelb.

Bei der Kirche Strasse abwärts, dann bei Strassenteilung rechts. Nach 5 Minuten bei Strassenteilung links aufwärts. Nach 10 Minuten Strasse kreuzen. Bald bei Teilung links in Richtung der im Vordergrund sichtbar werdenden Ferme, oberhalb welcher der Weg vorbeiführt. Nach 15 Minuten der Strasse rechts folgen. Nach 3 Minuten bei einer Strassenkehre Pfad links das Tal kreuzend. Nach 4 Minuten Strasse links in 15 Minuten zum Bahnhof St. Blaise-la-Roche.

Alfred Gaessler



Strassburger Monatshefte

Herausgeber und Hauptschriftleiter Dr. Fritz Spieser — Schriftleiter des literarisch-künstlerischen Teils: Lucien Binäpfel. Januarheft 1937. Verlag Hünenburg, Post Neuweiler. Bezugspreis jährlich 50 Franken, Einzelhefte 5 Franken.

Diese neue Zeitschrift erscheint monatlich im Umfang von 68 Seiten und mehreren Einschaltbildern mit Werken zeitgenössischer Künstler. Die drucktechnische Aufmachung und Ausstattung ist vorzüglich. In Wort und Bild wollen diese Monatshefte vom literarischen und künstlerischen Schaffen und vom gesamten kulturellen Leben im Elsass und in Deutschlothringen Zeugnis ablegen. Die zersplitterten lebenden geistigen Kräfte sollen sich zusammenfinden über parteiliche und konfessionelle Zugehörigkeit hinweg. Ein Ziel soll alle einigen: «Eine zutiefst empfundene Verwurzelung mit unserem Land, unserer Landschaft, unserer Sprache wird uns die Wege weisen. Denn in dieser Verwurzelung stossen wir in den Nährboden unseres künstlerischen und geistigen Ausdruckswillens schlechthin. Deshalb allein schon lieben wir Land, Landschaft, Sprache, die Heimat in ganz natürlicher Weise — wie wir unsere Familie, unsere Kunst und unser Leben lieben. Und weil wir an ihr auf die geradeste Art bestehen und gedeihen, wachsen und reifen können. Um dieses Bestehen, Gedeihen und Reifen geht es uns.» Diese Zielsetzung entwickelt Lucien Binäpfel in seinem einleitenden Aufsatz «Aufbruch». Es folgen dann «Neue Lyrik» von G. Schaffner, eine Novelle «Heimkehr» von Paul Bertoly, ein «Brief an einen elsässischen Dichter» von Fritz Spieser, eine Abhandlung über «Elsässische Malerei» von Pierre Berger, «Die Geschichte eines Blumenstrausses» von Morand Claden, «Gedanken über Friedrich Lienhard» von Fritz Decker, eine «Ansprache» von D. A. Huck anlässlich des 10jährigen Stiftungsfestes der «Elsass-Lothringischen Wissenschaftlichen Gesellschaft», eine Abhandlung «Die russische Gefahr von Dr. L. Benmann. Das reichhaltige Heft beschliesst eine «Politische Rundschau», Kunstkritik und Bücheranzeigen. Wir wünschen dem jungen, heimatliebenden Unternehmen glückliche Fahrt! R.

Westermanns Monatshefte

Die Februarfolge von «Westermanns Monatsheften» enthält einen richtungsweisenden Aufsatz von Dipl. Ing. Hans Stolper, dem Abteilungsleiter im Reichsamt «Schönheit der Arbeit». Der betreffende Beitrag bringt viele mehrfarbige Abbildungen mit Vorbildern von Werkstätten, Maschinenhallen, Kantinen, Gemeinschaftsräumen, Umkleieräumen usw. im Sinne des Reichsamtes. Alma Rogge ist mit einem herrlich bebilderten Aufsatz «Land der Friesen», Schicksal und Abbild einer Landschaft vertreten und Anton Dörfler mit seiner neuesten Erzählung «Das späte Lied». «Die koloniale Frauenschule in Rendsburg» und «Wie ich Urwaldsiedler wurde», sind reich bebildert und besonderer Beachtung wert. Vom weiteren Inhalt des Heftes seien noch erwähnt die Beiträge «Aus meinem Leben», Erinnerungen von Rudolf Huch, «Bergland im Schnee», «Fasching zwischen Kohlrabi und Butterschmalz», mit lustigen Bildern von Rotraut Kinderks-Kutscher und die ernste, tiefe Erzählung von Yurt Wolff, «Kamerad, weisst du noch?» Hellmuth Langenbacher bespricht neue Bücher und die «Dramatische Rundschau» berichtet von Aufführungen an deutschen Bühnen. Von den vielen farbigen Bildern und Kunstblättern fällt besonders die Wiedergabe «Bauerngarten» von Lore Uphoff-Schill und «Norddeutsche Diele» von Wilhelm Claudius auf. Der Verlag Westermann, Braunschweig, schickt auf Wunsch Interessenten kostenlos eine Probenummer seiner Zeitschrift.

Hôtels recommandés

Hôtel-Restaurant

Ferme Rimlishof an der Strasse Guebwiller-Murbach. Vielbesuchter Ausflugsort. Angenehmer Ferienaufenthalt in schönster Lage. Gute bürgerliche Küche, kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Komfortable Zimmer mit fließendem Wasser kalt und warm. Gemütlicher Alt-Elsässer Speisesaal. Grosser Saal mit sonniger Terasse für Sociétés. Erstklassige elsässische und französische Weine. Tél. Buhl 06

Propriétaire: Blaser-Probst.

Hôtel-Restaurant de l'Agneau Blanc

Lautenbach près Guebwiller (Haut-Rhin), Téléphone 115 Guebwiller. R. C. Colmar 6876. Déjeuners et Diners à toute heure — Renommée pour truites et carpes — Pension — Chambres confortables — Salles pour sociétés — Centre d'excursions — Autos-Garage. Victor Bordmann.

Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

Guebwiller Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées. „Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés'

Hôtel Stauffer

Le Hohwald altitude 650 m. Téléph. 5. En excursion, en auto, pour votre séjour, visitez l'Hôtel Stauffer. Prix très modérés. Jardin, terrasse, garage. Chauffage central. Halte (pl. p. autos). Bien à recommander. Bien agrandi par construction nouvelle.

Ch. Stauffer.

Hôtel du cheval blanc.

Lembach Agréablement situé au milieu de 9 châteaux A proximité du Fleckenstein, Hohenburg Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Recommandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

Hôtel du Lion.

Schönau à la frontière d'Alsace-Palatinat.

O. Mischler.

Hôtel du Château

Wangenbourg (anc. propriété privée) — Alt. 500 m — Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller (Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un grand Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses ombragées — Ouvert toute l'année — Prix réduits avant et après saison. Propr.: G. Schneider.

Hôtel Lac de Lauch (Lauchensee)

Lauchensee 945 m alt. Stations: Lautenbach, Metzeral et Kruth. A proximité du Ballon, Markstein, Vallée de Guebwiller. Bonne cuisine, froid et chaud à toute heure. Pension et chambres. Téléphone Guebwiller.

Propr.: Beyer.

SOLISANA GUEBWILLER.

Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren,
Bäderbehandlung, natürliche und künstliche
Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychothérapie).
Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.

Auf Wunsch Prospekt. Téléphone 258.

Tél: 882

A-GUEIROARD



TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICHROMIE

Ferme Thierenbach -:- Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.

Gute bürgerliche Küche. Comfortable Zimmer mit fließendem
Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Ge-
sellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller,
französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301.

Propr. Mme. Vonesch-Biecheler

GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

Clicherie Alsacienne

STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse
Téléphone 6399

Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten
Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns.
Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.

Grands Magasins du

GLOBE

Rue du Sauvage - Mulhouse - Chaussée de Dornach